

J. H. Brock

# VERONA BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 18.      Monatl. vier Nummern.      Berlin, 30. April 1894.      Vierteljährlich 2 1/2 Mark.      40. Jahrg.

## Andere Beiten.

Roman von E. Dely.

(4. Fortsetzung aus Nr. 17 Seite 192.)      Nachdruck verboten.

Der Gartensalon hatte eine etwas dürftige Ausstattung mit steifbeinigen, perkaliüberzogenen Empiremöbeln, dazwischen waren ein paar Glaschränke aus den dreißiger Jahren gestellt, die recht gewöhnliche Porzellanfiguren bargen. Auf allen Stühlen, den Sofas und an den Wänden lehnten Bilder. Die Fürstin ging von einem zum andern — Hanse stand seitwärts, der Forstmeister folgte.

„Die Lieblinge meines Gemahls sollen hier bleiben — aber es thut mir weh, auch die anderen zu verbannen. Er konnte sich von keinem trennen, das Jagd und Wald darstellte, und zu Geschenken ließ er sie kopieren — sehen Sie einmal, Hanse, die spielenden Häschen.“

Der Forstmeister hielt das Bild empor, sie mußte herantreten. Während sich die Fürstin nach einer anderen Seite wandte, fragte er: „Sie lieben das gewiß mehr, als ein verendendes Reh zu sehen oder dort die von der Meute gehezte Sau!“

„Nach Damenart, nicht wahr?“ gab sie geärgert zurück. „Heute kommt aber diese voraussetzende Sentimentalität nicht mehr zu ihrem Recht — ist uns doch der Kampf ums Dasein nicht erspart — warum sollen wir nervenschwach werden bei einem gehezten Wild? Das Leben heßt uns ja selber in ähnlicher Weise!“

„Oho,“ sagte er, „Sie sind also eine emanzipationslustige Dame?“

„Und das ist Ihnen, selbst im besten Sinne, nicht sympathisch.“ Sie wurde zornrot unter seinem forschenden Blick.

„Nein! Das heißt, über dies im ‚besten Sinne‘ möchte ich mich gern von Ihnen belehren lassen — wollen Sie?“

„Ich habe jetzt keine Zeit!“

„Daraus entnehme ich, Sie wollen nicht!“

„Eine Auslegung in Ihrem Sinne steht Ihnen frei!“

Die schlanke Gestalt der Fürstin stand vor einem großen Bilde. „Sehen Sie doch, lieber Forstmeister — als der Fürst diesen Sechzehner geschossen hatte, kam man im Zuge mit Fanfaren in den Schloßhof. An jenem Tage stifteten wir Damen einen Jagdorden. Ach, man amüsierte sich damals recht harmlos. Die Gestalten auf der Freitreppe mit den Keifröcken, das war die gute Zeiten und ich. Ich hatte anfangs solche Angst vor den Flinten und Hunden — das mußte ich mir abgewöhnen. Ja, Hanse, Sie werden die Erfahrung auch noch machen — in der Ehe fügt man sich.“

„Ich glaube kaum, Durchlaucht! Ich werde wohl nicht heiraten!“

„Und — warum denn nicht?“

Hanse schlug die klugen Augen weit auf und betonte hell und klar: „Weil ich keinen Mann — werde ernähren können!“

„Ernähren — aber Hanse —?“

Die Mundwinkel des jungen Mädchens zuckten spöttisch — da stand er nun neben ihr und durfte ungefragt nichts sagen und nicht einsprechen — mußte sie ausreden lassen. Das war ein köstliches Bewußtsein: „Heutzutage, Durchlaucht, baut der Mann nicht mehr auf seine eigene Kraft und nimmt für sich und seine Familie den Kampf um die Existenz auf. Sie, die er gnädig erwählt, muß ihm eine Witzigkeit mitbringen, sonst kann er ja nicht existieren. Hat er Besitz, mag er sich nicht einschränken.“ Sie richtete sich noch ein wenig höher, wie streitbereit auf. „Ich habe kein Vermögen — ich bin also zu dem Ausspruch berechtigt.“

Fürstin Anna sah ein Weilchen sinnend vor sich hin. „Um, wäre denn aber die Liebe ganz aus der Welt gekommen?“ fragte sie leise. „Das wäre sehr traurig — und ich kann es nicht recht glauben.“

„Wenn eine mit Vermögen liebenswert ist — nun ja! Auch kommt es noch vor, daß man sich verliebt in ein hübsches Gesicht. Zu rechter Zeit warnt sich aber der von dieser unmodischen Krankheit Befallene selber. Ich werde doch nicht toll und blind — den Kopf verlieren? Und dann zieht er sich mit eigener Hand am Kragen zurück. Gefahr im Anzug! Rette sich, wer kann!“

Zum erstenmal, seit sie das Trauerkleid trug, erklang das sympathische Lachen der Fürstin wieder.

„Aber, Fräulein von Beddenberg, das ist eine förmliche Kriegserklärung gegen die Männerwelt von heute.“

„Der Standpunkt des denkenden Mädchens von heute, Durchlaucht!“

Langsam wandte sich die Fürstin zu dem Beamten herum.

„Und Sie, der Sie hier als Vertreter des angegriffenen Geschlechts stehen, was haben Sie zu sagen?“

Das Gesicht Henkes war ernst, seine Lippen fest zugekniffen gewesen. „Ich kann wenig dafür anführen — es ist im allgemeinen wohl so.“

„Ah!“ Gedehnt kam es von den Lippen der Witwe. Ein anderes „ah!“ stieß Hanse aus, wie ein Siegeston klang das.

„Eine Sache, die viel zu denken giebt. Liebe Hanse, wie wollen Sie aber diesen Zuständen — wenn sie so zugespitzt sind — begegnen?“

„Mit Arbeit, Durchlaucht!“ entgegnete das Mädchen mit erneutem Blitzen der Augen.

„Fleißig sind Sie schon so. Mit Musik, mit Studien und unserer Sonntagsschule füllen Sie doch jede Stunde aus.“

„Die Arbeit, welche ich meine, soll mich auf eigene Füße stellen. Ich will hinaus — erstmals meine Musik ausnützen, dabei weiter lernen. Ich werde das in Bälde den Eltern



Weißes Sommerkleid für junge Mädchen.  
(Beschreibung Seite 201.)

erklären, Bruder Hans wird mich unterstützen. Sobald mein Vater den Kopf freier von Geschäften hat, wollen wir sprechen.“

„Sie sind ein tapferes Kind, Hanse. Und wenn Bruder Hans nicht ausreicht — ich bin auch da.“

Sie gab dem jungen Mädchen die Hand, das Zeichen zur Entlassung. Und als Hanse über die Schwelle war, sagte sie dem Forstmeister: „Ich behalte die Bilder bis morgen — die Hauptsache war doch, daß sie drüben entfernt wurden. Hier sind sie gebildet, bis ich mich über die Auswahl entschlossen habe.“

Hanse ging erregt durch das Vestibül, sie hatte ihn nicht ansehen können, was für ein Gesicht er wohl gemacht hatte, als sie sprach — dann kam sein Zugeständnis.

„Wenigstens nicht feige!“ murmelte sie in sich hinein.

Sie war draußen auf den Stufen, als die Thür hinter ihr wieder geöffnet wurde; schnelle Schritte — so fest und bewußt trat er auf, das kannte sie schon. Natürlich, er war doch auch eine Erscheinung von Kraftfülle und Männlichkeit — äußerlich — „aber nicht feige“, mußte sie sich wieder sagen.

„Fräulein von Beddenberg!“

Sie wandte den Kopf.

„Dulden Sie mich noch ein paar Schritte!“

„Der Park untersteht, so viel ich weiß, der Forstabteilung — also —“

„Was hat Sie eigentlich so kampflustig gemacht?“

„Lieber Gott!“ sagte sie spöttisch, „wenn man ein bißchen klar sieht, wird das gleich so genannt. Freilich, es ist manchmal unbequem!“

Ja, das war es ihm auch. Jse anschwärmen — weiter war er nicht gekommen. Er gehörte auch zu denen, die sich rechtzeitig beim Kragen nahmen. Natürlich hatte er sich nach den Verhältnissen ihres Vaters erkundigt — sie hätte darauf schwören mögen.

„Wer aber den Blick klarer Augen nicht zu scheuen braucht?“

„Es mag ja vorkommen, daß es auch solche giebt.“

Er lachte. „Fräulein Hanse, Sie sind von einer rührenden Offenheit!“

„Und Sie wohl nicht?“

„Aha — Sie sind verlegt, daß ich nicht in Bewunderung ausbrach, vorhin — aber ich verstehe in der That kaum etwas von Musik, habe geringen Genuß — weshalb sollte ich nicht ehrlich sein?“ Er sprach es gutmütig, aber sie ärgerte sich doch; andere Männer hatten ihre Art auch nicht gern, sie mußte das. Und die überließen sie bald sich selber — der eine wollte sich ihre Ueberlegenheit nicht gefallen lassen, der andere scheute ihren Spott. Warum ließ er sie nicht auch unbeachtet? Sie blickte auf den feingeharkten Kies der Allee hin, über den sie schritten, ganz taftgemäß, während die Kronen der uralten Bäume sich leise im Winde regten, die Vögel zirpend von Zweig zu Zweig huschten und die Sonne so goldig warm über das alles hinstrahlte. Nach dem Regen war ein frischer Erdgeruch da, den hatte sie gern.

Mit der Spitze ihres Schirmes schleuderte sie ein Steinchen zur Seite. „Ich bedauere Sie!“ sagte sie verächtlich.

„O, unnütze Mühe, Fräulein von Beddenberg, wenn mir der Genuß, in dem so viele schwelgen, Verständige und Dumme, Gute und Böse — über alle scheint ja die Sonne — entgeht, so giebt es zahllose andere Dinge, die mir solchen gewähren. Vor allem die reichhaltige Natur. Wer mit unserer Mutter, der Natur, sich hält — find't im Stengelglas wohl eine Welt!“ ruft mir Goethe zu, und das beachte ich täglich.“

Sie kamen an das Gitter, wo der obere und untere Park durch eine Fahrstraße geteilt wurde. Daß sie bis dahin nichts zu erwidern gefunden hatte, ärgerte Hanse aufs neue. Eben wollte sie sagen, daß ihre Wege sich hier trennen müßten, und einen Besuch bei Meufels vorschlagen, da kam er ihr zuvor.

„Weider muß ich mich jetzt des Vergnügens, unser kleines, heiteres Zwiegespräch fortzusetzen, berauben — der Dienst ruft.“ Er stützte sich aufs Gitter. „Aber, ein andermal, nicht wahr? Sie sind sehr tapfer, Fräulein von Beddenberg, und ich achte das. Sie haben Ihre Familie und die Fürstin Anna — aber, wenn Sie so nebenher einmal in die Lage kommen sollten, eines Freundes zu bedürfen — wollen Sie dann an mich denken?“

Sie blickte erstaunt auf und entgegnete halbleise, ungläubig: „Das sagen Sie mir?“

Er nickte ganz unbefangen. „Ich wollte, daß meine Mutter sie kenne! Eine einfache, aber kluge Frau. Wie die sich wohl mit einer modernen jungen Dame abfände!“

„Ah, Versuchssobjekt?“

„Können Sie denn nichts harmlos auffassen, Fräulein Hanse? Bringen Sie mich doch nicht in die Lage, auch von Bedauern zu sprechen, wie Sie vorhin. Meine Mutter hat nämlich aus altmodischer Liebe geheiratet und zehn Jahre auf meinen Vater gewartet. Und sie wird sich auch wohl kaum ausreden lassen, daß das Gerüchten so ganz abgeschafft sein sollte. Vielleicht können Sie Studien machen an der alten Frau! Realistisch gründlich steht jedenfalls mit auf Ihrem Programm! Also, wenn Sie einmal am Forsthaus vorbeikommen?“

Er streckte ihr die Hand hin, und sie mußte ihre Fingerspitzen hineinlegen, und so leise wie vorhin sagte sie: „Wenn ich vorbei komme —“

Nun ging er abwärts und sie dem Blase zu, wo das Elternhaus lag, und sie dachte an die alte Frau. Warum sollte sie sich denn die verhöllene, verlungene Romantik nicht einmal ansehen — sie wollte es thun, ihm zum Trost.

Eine Depesche in der Hand, eilte die Hofmarschallin durch das Haus.

„Der Naubert soll die beste Livree anziehen! Marmette, schau Sie nach den Zimmern! Wo ist denn die Köchin? Mein Gott, nichts im Hause? Und wir sind nicht sicher, daß man nicht den Abend bleibt? Aber schau'n's, Köchin, hab'n Sie denn gar keinen Einfall! Muß i denn mit meinem armen Hirn alles —? Nein, Frene, wie lieb das nun von der Gräfin Lisa ist, mir heimlich den Wink zu geben, daß man nit so überfallen ist! Aber die Jse muß vorbereitet werden — nit gesucht gepuzt, recht charmant muß 's Mäd'el aussehen. Und den Theetisch übernimmt sie. Dabei kommt so recht ihre Grazie zum Vorschein. Hanse? Natürlich wieder einmal nit zu finden! Aber sie ist auch völlig Nebensache! Nein, nit nach ihr suchen lassen, wenn eins ausgegangen ist, schaut alles erst recht unvorbereitet aus! Jesses Maria! Wir vergeht schier der Atem! Natürlich zieh ich's neue Kleid an, das vom Frank aus Frankfurt. Einfacheres kann's schon nit geben! Aber nun hilf mir, erbarne dich, Frene, was hab' ich denn noch wollen?“ Sie preßte ihre Schläfen mit der Hand. „Ja so, den Tonerl benachrichtigen — der gehört ja auch dazu.“

Sehr geräuschvoll riß sie die Thür des Arbeitszimmers auf und rief hinein: „Da sitz' richtig wieder an deinem Schreibtisch, und im Haus können die wichtigsten Dinge vorgehen — und du kümmerst dich nit darum.“

Der Hofmarschall hob den Kopf von einem Stoß Alten, sein Gesicht sah blaß, gealtert aus. „Die Arbeit ist mir allerdings einstuweilen das Wichtigste!“

„Ach geh, all die dummen Papierln und Zahlen! Die können doch warten —“

„Eben nicht, mein Kind, der Fürst kapriziert sich auf allerhand Revisionen —“

„Aber das Glück von unserm Kind geht doch vor.“

„Das Glück —“ Herr von Beddenberg faßte nach der Feder, die er hinter dem Ohr stecken hatte. „Wirklich, Hedi, ich brauche jetzt alle meine Kraft — ich kann mich nicht durch jeden Einfall —“

Sie riß an seinem Schreibarmel, mit dem er den ohnehin schabigen Rock, welchen er im Hause trug, schonen wollte. „Zieh dich doch zum mindesten erst mal um. Die Zeit vergeht, und der Sornstein kann jeden Augenblick hier sein. Gräfin Lisa schickt mir ein Telegramm. Er hat ganz bestimmte Absichten, 's ist möglich, daß er heut schon spricht. Sie deutet es besonders an, daß er ein Mann von schnellem Entschluß ist.“

Die zerstreuten Blicke des Hofmarschalls glitten wieder nach den Papieren. „Ich verstehe nichts! Worüber will er sprechen? Welcher Sornstein?“

„Der Alte! Er wird um Jse anhalten. Ich habe dich bereits neulich darauf vorbereitet. Aber denkst du an deine Familie — hast's natürlich wieder vergessen!“

„Ich konnte es nicht für ernst nehmen.“

Sie rüttelte ihn, ihre Backen glühten in zorniger Röte. „Willst dich auch noch bedenken, gelt? Willst gar nein sagen, wegen dem bißel Altersunterschied? Deinem Kind im Weg stehen? 's kommt freilich auf die Jse an — aber die ist schon klug! Die weiß, was Reichtum bedeutet! Hat's Gegenteil im Hause der Eltern kennen gelernt. Tonerl, ich bit' dich um der Barmherzigkeit willen —“ Ihre Stimme zitterte in Thränen.

„Ja,“ sagte er dumpf, wieder mit diesem furchtjamen Blick nach seinem Arbeitstisch, „wenn's denn absolut ein Glück sein soll? Ich bin doch gewiß der letzte, der das nicht für euch wollte!“

Sie küßte ihn. „O du prächtiges Mannerl du! Und sei auch recht charmant und unbefangen. Und wissen thun wir von nir, nit vom Besuch und nit von der reellen Absicht. Ach, Tonerl, endlich, endlich eine Partie für meinen Liebling, wie ich's wünsche!“

Herr von Beddenberg entledigte sich des Schreibarmels und des alten Rocks und wollte nach der Thür des Nebenimmers, um Wasser und Spiegel zu Hilfe zu nehmen. „Endlich — sie ist doch blutjung! Bei Hanse könnte man das eher sagen.“

„Aber Tonerl, der Hans und die Hanse, die zwei sind — gar nit, als ob sie unsere Kinder wären!“ rief sie herüber und lachte und verließ dann das Zimmer.

„Ja,“ sagte der Hofmarschall, „sie haben nichts Leichtsinnes, das ist wahr —“ und er feußte.

Eine halbe Stunde später hörte man das Hufschlagen zweier leichter Traber über den alten Platz hin und dann hielt ein schöner Wagen vor dem Hause. Mit einiger Beschwerlichkeit entstieg, von dem Diener unterstützt, ein corpulenter Herr dem Wagen, und zu gleicher Zeit wurde von Naubert, der in der guten Livree steckte und sein blondes Haar eben mit Wasser sehr glatt gebürstet hatte, die Hausthüre geöffnet.

„Bing!“ machte sie mit scharfem Laut, und Naubert verbeugte sich tief.

„Herr und Frau von Beddenberg zu Hause? Melden — Graf Sornstein!“

Bing! machte oben ein Fenster über ihm, und eine Sekunde waren die lachenden Augen der Hofmarschallin sichtbar. Und als Graf Sornstein dem Diener langsam die Stufen hinauf folgte, kam aus einem Zimmer rechts die ganze Gestalt der Hausfrau zum Vorschein.

„Aber, das ist eine Ueberraschung, lieber Graf! Hab' Sie nämlich anfahren sehen! Bitt' Sie, wer hat hier nit mit der Zeit die Angewohnheit, neugierig zu sein, angenommen?“ Sie reichte ihm die Hand. „Willkommen, Graf! Das nämlich, mit der Neugier, liegt bei uns Jffuns im Blute — schau'n's, ein Fehler — gewiß —“

Der Graf lächelte nach dem Handfuß zu ihr auf, denn er war kleiner. „Wo so viel Vorzüge einer alten Familie an-

geerbt sind, verehrte Frau von Beddenberg! Und ich selber bin neugierig — zum Beispiel war ich's, Sie wiederzusehen.“

Er hatte einen rötlichen Schnauz- und Backenbart, wulstige Lippen, eine dicke Nase, und sehr kleine Augen kamen darüber zum Vorschein; sein Haupthaar war gelichtet.

„Schau aus wie die Gesundheit selber!“ sagte die Hofmarschallin und ließ sich an seinem Arm ins Zimmer führen.

„Hähä! Nun, man hat sich eine gewisse Frische und Lebenslust zu bewahren gewußt. Ah, Frau von Vok! Und,“ von Beddenberg trat eben ein, „da ist mein teurer Hofmarschall! Grüß Sie Gott —“ Es war ein langes Händeschütteln. Dann aber ließ sich der Besucher mit einem Laut des Behagens in einen Stuhl sinken.

„Fehlen nur noch die Mäd'el! Liebe Frene, schicke doch nach den Baronesen.“

„Hanse ist ausgegangen — aber Jse will ich selber holen.“

„Ja, die Mäd'el,“ sagte die Mutter mit einem zärtlichen Augenaufschlag, „Hanse ist der Liebling der alten Fürstin; sie machen viel Musik zusammen, und Fürstin Luisa kann die Jse gar nicht mehr entbehren.“

„Sie ist auch sozusagen —“ Graf Sornstein hielt inne, und Frau Hedwig half aus: „Der Sonnenschein unseres Hauses.“

„Ja, so ne Art Lebenselixir!“ Nun hatte er das Wort und brachte es mit Nachdruck. Und dann kam Jse, sehr einfach und ungemein lieblich in einem rosa Kleide. „Ah — der Frühling! Wie ein Schmetterling!“ Sornstein kniff seine kleinen Augen noch mehr zu. „Und reizende Toilette, Kontrast zur Haarfarbe sehr wirksam. Würde Ihnen raten, das oft zu tragen.“

Jse lachte. „Interessieren Sie sich für Toiletten, Graf Sornstein?“

„Aber Baroneß! Halbe Lebensaufgabe. Eine schöne Frau in schöner Umrahmung — welch ein Studium erfordert das! Und ich geh noch weiter. Die Zimmer sollen dem Teint, dem Charakter entsprechen.“

„Tonerl — hör' nur, was du uns alles schuldig geblieben bist,“ rief die Hofmarschallin.

„Und das führten Sie mit der verstorbenen Frau Gräfin durch?“ fragte Jse.

Er hustete. „Nicht so ganz — hähä — sie war nämlich sehr welfremd. Keine mondaine Frau — da verbietet sich das. Aber heute, nicht wahr, ist Mondaine sein doch ein Erfordernis, quasi.“

Jse trat an den Theetisch, der vom Diener aufgestellt war, und Graf Sornstein beobachtete jede ihrer Bewegungen.

„Welche Biegsamkeit! Sie ist charmant!“

„Und so ein Kind,“ flüsterte ihm die Mutter zu. „So ein unberührtes Herz!“

„Aber —“ er neigte den Kopf auf dem kurzen Halse, „sie weiß, daß sie schön ist. Nein, nein, streiten Sie mir das nicht ab. Ich sehe das ganz deutlich, liebe Frau von Beddenberg — ein alter Kenner und Verehrer des schönen Geschlechts.“

„Lieber Graf — die Spiegel sind halt erfunden — Klagen's die an!“

„Sehr gut gesagt, außerordentlich gut.“ Er legte geräuschlos seine fetten Hände zusammen; dann nahm er von Jse seinen Thee entgegen. „Den Zucker bitte von Ihren Händchen! Tausend Dank, leg' mich zu Füßen — zu Ihren kleinen Füßen — ganz Sklave. Würden Sie die Gnade haben, einen solchen aufzunehmen, Baroneß?“

Sie lachte, errötete, hängte ihr Köpfchen auf eine Seite und blinzelte ihn an. „Aber, Herr Graf, ich bin doch kein Gnadenbild?“

„Eine kleine Herzensbeherrscherin sind Sie! Und nun lassen Sie mich dankbar die Finger küssen, die mir die Erquickung gereicht haben.“

Herr von Beddenberg sah die beiden nebeneinander stehen, sein Blick trübte sich — konnte es seiner Frau wirklich ernst sein? Und würde er ja sagen müssen — hier, wie schon so oft, gegen seine Ueberzeugung?

Der Graf rührte in seiner Theetasse. „Sehr bald müssen Sie sämtlich zu mir herüberkommen. Baroneß, ohne Ueber-treibung, mein Besitztum ist ein kleines Paradies! Und im Winter bin ich in Paris oder Berlin oder London — immer mitten drin im Strom. Man muß seine Zeit genießen! Carpe diem! Hätte meine selige Frau das geliebt, Welch ein Leben würde sie haben führen können, Sie war eine verschlossene, ernste Natur. Und in mir — Lebenslust, Baroneß, ein Seufzer zu der Hofmarschallin hin. „Nur, daß man niemanden hat, der das teilt.“

Frau von Beddenberg zupfte die echten Spitzen zurecht. „Lieber Graf, Sie sind auch noch zum Lebensgenuß berechtigt. Mein Mann hat sich vorzeitig unter der Arbeit alt werden lassen. Jse hat meine Natur, sie ist immer heiter.“

„Welch ein Vorzug!“

Man sprach von den Ahnen, der Graf mußte „die Jffuns“ sehen, die im Schreibzimmer der Hausfrau hingen. Mit einem Blick befaß die Mutter der Tochter, zurückzubleiben, und während sie eine Kofokodame zeigte, welcher Jse gleichen sollte, sagte der Gast: „Sie ist ein Engel! Herr von Beddenberg, könnten Sie sich entschließen — mir das Schicksal Ihrer Tochter anzuvertrauen?“

„Eine große Ehre —“ Sehr schwer nur wollten die Worte über die Lippen des Vaters, da traf ihn ein Blick seiner Frau. „Welch eine Einwendung könnte ich haben! Keine — im Gegenteil — große Freude!“ Er wischte mit der Hand über seine eiskalt werdende Stirn. „Das letzte Wort muß allerdings die Kleine sprechen — Jse — selber!“

„Und das ist selbstverständlich: ja! Sie ist ja so harmlos, wie sie scheint, klug genug, einen rechten Mann, seinen

Wert und seine Position schätzen zu können," beeilte sich Frau Hedwig mit warmem Ton und feucht schimmernden Augen zu sagen.

Und Graf Cornstein, der etwas überrascht bei den Worten des Hofmarschalls geblickt hatte, küßte ihr die Hand und sagte: „Ich bin glücklich. Sie stellen den Frühling an meine Seite! Ich bin sehr glücklich und werde Ihr Geschenk zu schätzen wissen.“ Dann, nach kurzem Sinnen: „Baronesse Ilse —“

„Soll ich sie rufen?“  
„Mein!“ Zum erstenmal kam ein männlicherer Ton bei ihm durch. „Ich möchte sie nicht überrumpeln — ich möchte sie vorbereitet wissen. Sie soll ernstlich darüber nachdenken, ob sie dem älteren Mann folgen kann.“

„Aber, Graf," die Hofmarschallin ließ den Aufschub nur ungern zu, „das ist doch gar nicht — und Ilse —“

Ihr Gatte drückte dem Gast die Hand. „Sie haben recht.“  
„Ich komme in den nächsten Tagen, um mir die Antwort zu holen!“

„Wie sie ausfällt, wissen Sie ja jetzt schon! Dazu braucht ein mit prophezeien zu können!" rief die Hausfrau. Als man ins andere Zimmer zurückkehrte, stand Hanse neben Ilse.

Nie hatte die Mutter die Ungleichheit der Schwestern mehr empfunden als in diesem Augenblick, und Herr von Peddenberg fühlte doppelte Teilnahme für sein Lieblingskind — sie, die ein so warmes Herz hatte, das niemand besser kannte als er, sie würde wohl ungeliebt und unbegehrt durchs Leben gehen.

Vom Hausherrn und seiner Gattin über den Flur geleitet, begab sich der Gast zu dem Wagen zurück, die jungen Mädchen standen am Fenster — noch einmal grüßte er hinauf.

„Ein echter Kavaliere!" murmelte Irene von Lock.

Ilse wandte sich rasch um und tippte gegen Hansens Schultern. „Wie findest du den Grafen Cornstein?"

„Einfach unsympathisch.“

„Du — ich soll ihn aber —“ sie drehte sich der eben eintretenden Mutter zu, „nicht wahr — das ist der, um dessenwillen du mir neulich die lange Rede gehalten hast — von der Vernunft und dem seltenen Glück — ich soll ihn heiraten!"

Das Gesicht der Näherkommenden strahlte. „Er hat freilich soeben um dich angehalten. Und du bist mein gutes Kind — gelt, mein sehr gutes Kind!" Sie breitete die Arme aus.

Aber Ilse ließ das unbeachtet, ihr Gesicht war plötzlich sehr ernst und viel bleicher. „Hat schon —“ stammelte sie und dann: „Ich wollte, das hättest du mir nicht gesagt, Mama — jetzt noch nicht!"

„Aber, du herziger Kindskopf, in zwei Tagen holt er sich die Antwort von dir. Den Segen von Papa und mir hat er. Er ist ganz hingerissen von dir — schau, und welche Rücksicht — eine Bedenkzeit für dich! Als ob mein Islerl sich da zu bedenken hätte, Gräfin Cornstein zu werden — Gott, was wird man dich in der ganzen Provinz beneiden.“

Aber Ilse sagte nichts, sie schlug beide Hände vor das Gesicht und eilte an der Mutter vorüber und hinaus.

Frau von Peddenbergs erstaunter Ausruf erstarrte ihr auf den Lippen, denn unten auf dem Pflaster ward aufs neue Hufschlag hörbar — ein Wagen rollte vor, und das Klatschen einer Peitsche wurde laut.

„Wer kommt denn —“

„Hofmarschall, Hofmarschall!" rief es nach den Fenstern des Erdgeschosses hinüber.

„Das ist ja der Fürst selber.“

Die beiden Frauen blieben hinter den Vorhängen, daß es ja nicht den Anschein hatte, als lauschten sie hinüber.

Im Zimmer nebenan wurde ein Flügel geöffnet. „Zu Befehl, Durchlaucht — bin zu Hause und komme sofort!"

„Nein, Sie brauchen nicht herunter, es läßt sich so machen. Wollen die Kacker wohl stehen?" Der Fürst leitete selber den kleinen Jagdwagen, hinter ihm saßen der Forstmeister und der Kammererrat Meusel. Die unruhigen Tiere hörten das Herannahen eines zweiten Gespanns, eines Landbauers, der die Fürstin Luisa mit ihren beiden Vettern brachte.

„Aha," sagte Frau von Peddenberg, „scheint ein Ausflug nach dem Nimrod' zu sein — geht wohl gar mit auf den Anstand, die Fürstin. Das wäre aber fesch.“

Die schöne Frau war im eifrigen Gespräch mit ihren Begleitern, sie beugte sich, lebhaft gestikulierend, zurück und lachte.

„Besonders schau die Vettern aus Palermo mit aus!" sagte Frau von Peddenberg.

„Aber einen hübschen Schnurrbart hat der neben der Fürstin," meinte Irene.

Schwarze, wohlfrisierte Puppenköpfe erschienen sie Hanse, da war der Forstmeister Henke in seiner Jagd Kleidung doch ein anderer Mann. Die beiden hatten dicke, kurze Stöcke in den Händen und weiße Hüte.

Zwischen dem Aufschlagen mit den Hüfen, schallte es von der schrillen Stimme des Fürsten empor: „Nur fragen — wie weit Sie mit der Zusammenstellung der Akten sind?"

„Durchlaucht, es ist eine große Arbeit —“

„Zu der Sie auch außerordentlich viel Zeit brauchen! Kann ich morgen darüber Vortrag haben?"

„Durchlaucht — ich glaube kaum, daß ich bis heute abend —“

„So nehmen Sie die Nacht zu Hilfe!" kam es kurz herüber.

„Ich werde es thun, Durchlaucht!"

Ein Ruf, nun tanzten die Tiere davon, und der andere Wagen folgte.

„Wie sein Vater — der hatte auch immer was im Vorbeifahren zu bestellen!" sagte Frau von Peddenberg.

„Die Fürstin so ohne jede Damenbegleitung?"  
„Sie will ja keinen Spion — hat sie mit Beziehung auf die Heben gesagt — Na, daß sie sich grad genießen thut, läßt sich nit behaupten!"

„Und das Schwarz kleidet sie gar nicht!" meinte Irene.  
„Sie will auch gern die tiefe Trauerzeit abkürzen — hat sie zu Ilse gesagt. So eine junge schöne Frau immer in Schwarz, das ist auch langweilig!"

Noch ein Wagen, aber schwerfälliger.

„Auch ein Küchenwagen! Schau, die machen es sich bequem!" rief Frau Hedwig. „Das ist fesch. Wo mag denn Ilse sein?" wandte sie sich an Hanse.

„Gewiß auf ihrem Zimmer.“

„Will gewiß erst einmal allein an ihr Glück denken —“

„So ungemein glücklich sah sie gar nicht aus, Mama!"

„Ach, was du schwätzt — wie ich meine Ilse kenne —“

Sie gähnte leise. „Aber, nun laßt's mich einmal aus, Kinder, sagt nichts und fragt nichts, das ist ein gar zu anstrengender Tag gewesen.“ Sie warf sich auf die Chaiselongue und schloß die Augen. „Rein um meinen Mittagschlaf bin ich gekommen," noch einmal gähnend, „sehr eine fesch Frau wird die Ilse werden!"

Hanse trat in das Arbeitszimmer des Vaters. Der Hofmarschall stand mitten in dem Raume und hielt seinen Schreibarmel in der Hand. Aber er hatte vergessen, hinein zu schlüpfen. „Mein armer, guter Papa," sagte Hanse und legte beide Arme um seine Schulter.

„Ach, du, du!"

Sie standen ein Weilchen ganz still bei einander; Hanse betrachtete das kummervolle, so merkwürdig gealterte Gesicht mit stiller Trauer. Dann strich sie die dünnen Haare von seiner Stirn.

„Aber Papa, wenn du Bedenken hast — armer Papa, zwingen kann dich doch keiner und die Kleine auch nicht — der es plötzlich leid geworden zu sein scheint. Wenn dir die Heirat zuwider ist, sagst du ‚nein‘, sagt ihr alle beide ‚nein‘.“

Er ließ einen tiefen Seufzer aus, seine Blicke hatten etwas Starres. „Ach, davon sprichst du, die Heirat meinst du? Ja so — Mama wünscht sie doch, das Glück der Familie — weißt du!" Er hatte ein verzerrtes Lachen. „Und dafür muß ich doch einmal etwas thun, endlich einmal!"

„Wie wunderbarlich du sprichst.“

Er faßte mit beiden Händen ihren Kopf, küßte sie auf die Wangen und sah ihr in die Augen. „Welch einen guten, ehrlichen Blick du hast. Meine liebe, einzige, brave Hanse!" Dann schob er sie von sich.

„Ja so — die Arbeit.“ Sie nickte ihm noch einmal zu und ging. Fräulein Eine Steinhart wartete auf sie, der Stundenplan bedurfte noch einiger Aenderungen.

(Fortsetzung folgt.)

### Wert und Gefahren der modernen Bildung.

Von Irma von Troll-Borostjányi.

Nachdruck verboten.

**N**och in keiner Zeitepoche hat das Schlagwort „modern“ eine so hohe Bedeutung und so großes Ansehen besessen wie in unserer Gegenwart. Nicht das Kleid allein, das man trägt, Stil und Art der Ausschmückung unserer Wohnräume, kurz, alle die Neuheiten unseres Lebens sind modern oder das Gegenteil. Nein, heute sprechen wir auch von einer modernen Wissenschaft, von einer auf moderner Naturkenntnis aufgebauten Weltanschauung, und in der Literatur und Kunst hat die „Moderne“ sich zu einer bestimmten, scharf umgrenzten Richtung ausgebildet.

Auch über den Wert einer allgemeinen Bildung weichen unsere heutigen Anschauungen ab von jener vergangener Zeiten, indem es heute für „streng modern“ gilt, viel gelernt und sich eine möglichst universelle Bildung erworben zu haben. Eine einseitige, die allgemeine Bildung ausschließende technische Geschicklichkeit, beschränkte Fachkenntnisse genügen unseren modernen Bildungsansforderungen nicht mehr, und ein nur in seinem Fache tüchtiger Mann, eine nur in ihren häuslichen Verrichtungen tüchtige Frau, die außerhalb der bestimmten Sphäre in ihrer universellen Bildung zurückgeblieben sind, spielen selbst in unserer bürgerlichen Gesellschaft eine etwas klägliche Rolle.

Wie das Streben vernünftiger, ihre Kinder wahrhaft liebender Eltern, diese zu tüchtigen, gebildeten Menschen heranzuziehen, ihnen Kenntnisse und Wissen zu verschaffen, die sie dereinst in unserer rasch voranschreitenden Zeit zu brauchbaren und achtbaren Menschen machen, sich gesteigert hat, so sind auch die Begriffe von Bildung in einer Zeit, wo nur diese adelt, viel erweitert worden.

Gerade diese Vielseitigkeit der modernen Bildung birgt aber auch die Gefahr einer dilettantischen Oberflächlichkeit in sich, und es stellt sich als eine jedenfalls schwierige, wenn auch nicht unlösliche Aufgabe einer guten Erziehung dar: das zu Erlernende nicht zu einem mehr oder weniger nutzlosen Gedächtnisballast werden zu lassen, sondern im Gegenteil das eigene, selbstthätige Denken und Urteilen des Zöglings so zu entwickeln und zu schärfen, daß alle die erworbenen Kenntnisse nicht, wie es oft der Fall ist, als etwas rein Außerliches, Zufälliges zutage treten, sondern im Prozesse der geistigen, innerlichen Verarbeitung sich der seelischen Individualität assimilieren und sich so zu einem harmonischen Ganzen herausgestalten.

Eine andere, nicht minder wichtige Aufgabe der Erziehung ist aber die: im Zögling den eigenen Wissensdurst zu erwecken, den Drang, zu lernen und Kenntnisse zu erwerben, nicht bloß aus Folgsamkeit oder Eitelkeit, um zu glänzen und Lob und Anerkennung zu ernten, sondern aus Liebe zur Arbeit und aus Freude am Wissen selbst. Dann wird es nicht vorkommen, was leider so oft geschieht, daß junge Frauen, kaum Gattin geworden, ihre Bücher, ihre Pinself, ihr Klavier keines Blickes mehr würdigen, gleichsam beraubt von ihrer neuen Stellung, der Dpfer vergessen, welche ihre Eltern gebracht haben, um ihnen die Mittel zu geistigem Genuße, für die

Zukunft aber vielleicht sogar Erwerbsquellen zu verschaffen. Die Neuvermählte bedenkt nicht, daß die folgenden Jahre den Honigmonden ihrer Ehe nicht gleichen werden, daß der Drang der Teilnahme am öffentlichen Leben, das Geizen nach Erwerb und Ehre den treuen Gefährten ihres rosigten Stilllebens allzubald von ihrer Seite reißen werden und daß dann die Trauerstunden einsamer Verlassenheit beginnen, deren Leere nur diejenige Frau tröstend zu belegen vermag, welcher die Kunst nicht verloren ging, sich nützlich und angenehm zu beschäftigen. Rasch greift der Kost träger Unthätigkeit um sich, und nur den Beharrlichsten wird es gelingen, ihn wieder zu entfernen. Wie schwer ist es schon, auf den Punkt wieder zurückzukommen, von dem man früher ausgegangen. Die Kenntnisse fremder Sprachen und das mühsam erworbene Wissen in den anderen Fächern geistiger Ausbildung wurden teilweise verloren. Die Hand, die früher kunstgewandt ein freundliches Bild, eine ansprechende Zeichnung auf dem Papier und der Leinwand zu entwerfen verstanden, ist ungewohnt der Führung des Pinsels und der Bleifeder, und dem Auge sind die Dimensionen des künstlerischen Kennerblickes entfremdet. Die Stimme, die ein gefälliges Lied zu ausdrucksvollem Vortrag gebracht, hat ihren Schmelz und ihre Biegsamkeit verloren. Die Finger, die einst die Schätze der Tonbildung mit musikalischem Verständnis und sicherer Technik auf dem Klavier oder auf der Violine auszuführen wußten, sind steif und schwerfällig geworden. Welche Verluste sind da wieder gutzumachen!

Da kann es nicht wunder nehmen, wenn sie davor zurückschreckt, sich die unjägliche Mühe neuer Studien zu geben, um nur das Verlorene wieder zurückzuerlangen. Für wen sollte sie, ihrer Ansicht nach, diese Arbeit sich aufbürden? Für einen Gatten, der seine Zeit so wenig zu Hause verbringt? Ehedem wurde sie doch wenigstens durch das Lob zärtlicher Eltern und eifriger Lehrer aufgemuntert; jetzt würden ihre Anstrengungen nicht einmal mit einem Worte der Anerkennung gelohnt werden. Auch sieht sie gar wohl ein, daß sie, um wirklich Tüchtiges zu leisten, noch gar viel arbeiten und lernen müßte. So schließt sie denn mißmutig den Flügel zu, sperrt ihre Materialien zum Zeichnen oder Malen in den ersten besten Schrank, räumt sich ihre vom Regal herabgeholtten Bücher aus den Augen und verläßt das Haus, um Gesellschaft aufzusuchen, und sei es die platteste, alltäglichste — um sich zu zerstreuen.

Sollte nun gar in einigen Jahren materielles Unglück sie heimsuchen, so ist sie ohne Waffen gegen sich selbst, ohne Hilfsquellen, um sich und ihre Kinder vor Elend zu schützen, wenn nicht die Mutterliebe, dieser allgewaltige Trieb, der selbst ein schwaches Weib oftmals zur Heldin stempelt, ihrer Seele die entschwundene Thakraft verleiht. Es giebt Beispiele, wie Studien wieder begonnen wurden in einem Alter, wo sie am allererschwerigsten sind. Es giebt Mütter, die, um ihre Kinder vor Mangel und Not zu bewahren, sich wieder auf die Schulbänke setzten, die Arbeiten ihrer Jugendjahre von neuem aufnahmen und sich dann öffentlichen Prüfungen unterwarfen, um das Recht zu erlangen, den Kindern anderer Leute Unterricht zu erteilen, damit sie die eigenen kleiden und ernähren konnten.

Um wie vieles leichter würde den Frauen, über welche ein solches Unglück hereinbricht — und wer ist sicher, daß ihm solches widerfahren könne? — ihre Aufgabe gemacht, wenn die Mädchen in ihrer frühesten Erziehung schon gelehrt würden, in der Arbeit nicht eine lästige Fessel, in den angenehmen Künsten und sonstigen Wissenszweigen nicht einen müßigen Zeitvertreib oder ein Beförderungsmittel ihrer Gefallsucht zu erblicken, sondern in der Bildung des Geistes einen dem Leben Wert und Freude verleihenden Schatz und oftmals einen starken Schild gegen hereinbrechende Schläge eines unglücklichen Schicksals zu erkennen.

Gleichzeitig sollte die Erziehung aber es sich zur Aufgabe stellen, nicht eine schablonenhafte, dilettantische Vielwifferei, die unzertrennlich ist von Untüchtigkeit und Ungründlichkeit in allem Einzelnen, zu erzielen, sondern sollte stets dahin gerichtet sein, in der Erteilung der unseren modernen Anschauungen gemäß unerläßlichen univereellen Bildung nur die wahrhaft wertvollen, den Geist bereichernden, die Denkfraft entwickelnden Kenntnisse aufzunehmen, hingegen die Erteilung des Unterrichts in den fremden Sprachen, namentlich aber in den schönen Künsten nur von der individuellen Befähigung und Neigung des Zöglings abhängig zu machen.

Von allen Künften die gefeiertste, weil sie eine Sprache spricht, die allen Menschen verständlich, ist die Musik. Und von allen Musikinstrumenten das beliebteste, das populärste und das am meisten mißhandelte ist das Klavier. Klavier spielen zu können betrachtet man heutzutage nahezu als eine Bedingung, um Anspruch darauf machen zu dürfen, für einen gebildeten Menschen zu gelten. Namentlich das weibliche Geschlecht in den höheren und mittleren Ständen schmachtet unter diesem Banne. Es giebt heute wenig Familien in diesen Gesellschaftskreisen, wo die Töchter nicht einander am Flügel abließen, wie die Soldaten am Wachtposten, nur mit dem Unterschied, daß die letzteren keinen Lärm machen. Es ist doch glücklicherweise noch niemandem eingefallen, von den jungen Damen als eine *conditio sine qua non* „seiner Bildung“ zu verlangen, daß sie Tragödien schreiben oder die Kunstausstellungen mit bemalten Leinwandstücken besichtigen — warum also findet man, daß sie es ihrer Bildung schuldig seien, Klavierchlagen oder ein paar Lieder von Schumann oder Schubert singen zu können?

Diese Musikseuche ist schuld daran, daß das Klavier nachgerade zu einem gemeingefährlichen Instrument geworden ist. Wer in einer größeren Stadt wohnt, wird die Erfahrung gemacht haben, daß es durchaus nichts Seltenes ist, wenn man gleichzeitig unter sich, über sich, nebenan und zuweilen auch noch über die Gasse herüber Klavierpielen hört. Skalen, Triller, Sonaten, Walzer, Operettenpotpourris schwirren durcheinander, daß es einen schwindeln könnte. Und es ist meine feste Ueberzeugung, daß die von den Ärzten konstatierte Ueberhandnahme von Nervenkrankheiten zum guten Teil in der gefährlichen Ausbreitung der Klavierepidemie ihre Ursache hat.

Nun ist es aber eine durchaus falsche Anschauung, zu glauben, daß das „Musikalisch-Sein“ ein notwendiges Zugrebnis wahrer Bildung sei. Denn einerseits kann man ein höchst gebildeter Mensch sein, ohne die geringste musikalische Ader zu besitzen, und andererseits kann man tiefes musikalisches Verständnis und Empfinden besitzen, ohne in eigener Person durch mehr oder minder dilettantische Musikmacherei dem lieben Nächsten das Leben zu vergällen. Und gerade alle diejenigen, welche von wahrhafter Liebe für die Musik erfüllt



Der Veldeser See in der Krain.

sind, sollten vereint danach streben, der ungeliebten Popularität der Musik, d. h. ihrer Profanierung durch talentlose, stümperhafte Musikmacher einen Damm zu setzen, damit sie, ihren Schwesterkünsten gleich, wieder, was sie einst gewesen, eine heilige, herz- und geisterhebende, nur von den durch ihre Begabung und durch ihre wahrhafte Liebe für die Musik dazu Berufenen ausgeübte Kunst werde.

Die verhängnisvolle, nachgerade schon zu einer Landplage gewordene Musikmanie hat nebenbei auch den ja ganz unvermeidlichen, eine wirklich künstlerische Pflege der Musik verhindernden Uebelstand gezeitigt, daß bei der Wahl des Musiklehrers, statt auf seine Tüchtigkeit in seinem Fache, auf die Bescheidenheit seiner Honoraransprüche Rücksicht genommen wird. Nur sehr wohlhabende Familien sind imstande, für den Musikunterricht, namentlich wenn er mehreren Familiengliedern erteilt werden soll, hervorragende Meister zu engagieren. So man nun aber auf dieses moderne Bildungsattribut nicht verzichten will, wird nun danach getrachtet, den Unterricht auf möglichst billige Art zu erlangen. Auf diese Weise ist eine schwere Menge ganz untüchtiger Musik-Lehrer und -Lehrerinnen entstanden, die gänzlich außer Stande sind, guten Unterricht zu erteilen, aber da sie dafür einen spottbilligen Preis machen, fast mehr gesucht werden als die teureren, jedoch tüchtigen Meister. Namentlich für den Anfangsunterricht glaubt man eines guten Lehrers entraten zu können. Wie oftmals hört man sagen: „Ach, für den ersten Unterricht ist jeder Lehrer, jedes Instrument gut genug!“ — Aber wie gänzlich unwahr ist dies, wie bitter rächt sich später eine solche verkehrte Anschauung!

Der erste Unterricht sei der beste, der gewissenhafteste, das erste Instrument genüge allen künstlerischen Anforderungen, denn ein schlechtes verdirbt den Anschlag und das musikalische Gehör. Nach Jahren verkehrten oder gewissenlosen Unterrichts ist es für den tüchtigsten Meister, für den fleißigsten Schüler sehr schwer, das Veräumte nachzuholen, die schlechte Grundlage zu verbessern, und manchem entschwindet die Lust des Lernens für immer, wenn er nach langem Studium bei einem unbefähigten Lehrer es zu nichts gebracht hat. Nur der Künstler, der Musiker von Beruf kann mit Erfolg Unterricht in seiner Kunst erteilen; wer sich aber an einem bei einem dilettantischen Lehrer durch einige Monate mechanisch eingeprägten Stückchen genügen läßt und wem die Gründlichkeit des Studiums ein Greuel ist, der bleibe weit ab vom Wege, denn er wird es niemals dazu bringen, daß seine Musikmacherei ihm und anderen eine wahre Freude und geistige Erhebung zu gewähren vermag — was doch ihr Zweck sein sollte.

Die Gaben der Kunst können nur mit eisernem Fleiße in Verbindung mit wirklichem Talente für diese Kunst erlangen werden, und der immer allgemeiner herrschende Musikfanatismus, welcher zahlreiche Unbegabte zur Erlernung der Musik zwingt, für welche ihnen oftmals auch alle Lust und Liebe fehlt, muß geradezu als eine Thorheit bezeichnet werden. Eine gründliche Heilung der Gesellschaft von dieser thörichten Musikmanie würde zur Folge haben, daß man zwar weniger, dafür aber nur gute Musik zu hören bekäme, was der wahre und mit künstlerischem Verständnis begabte Musikfreund nur mit Freude begrüßen könnte.

Die weitere Folge aber wäre die, daß eine Menge Zeit für nützliche Thätigkeit und für die Erwerbung anderer, je nach der individuellen Begabung zu wählender, nutzbringender und geistbereichernder Kenntnisse erpart würde.

untereinander verkehren, kennen, und es ist wirklich anziehend und interessant, die einzelnen Orte von der eigenen Bevölkerung belebt und gewossen zu sehen, nicht, wie sonst überall, nur von Fremden, unter denen die Einheimischen, die stets die charakteristischste und interessanteste Staffage bilden sollten, ganz verschwinden.

Viel überraschender noch als der Mangel an Fremdenverkehr ist an manchen herrlichen Punkten Krains der absolute Mangel jeglicher Menschenansiedelungen, und bei manchen der schönsten Ausflüge muß man darauf gefaßt sein, weit und breit keine gastlichen Thore sich öffnen zu sehen.

Da sind die Weissenfeller Seen, deren Abfluß, der Weissenbach, die Grenze zwischen Kärnten und Krain bildet. In jedem anderen Lande, das den Fremden an sich fesseln will, hätte man nicht verfehlt, diesen reizenden Eintritt ins Krainer Land zu einem Sammelpunkte der Touristen aus aller Herren Länder zu gestalten, hier ist nichts von alledem geschehen. Aber die Romantik hat dadurch nichts eingebüßt, sie ist im Gegenteile erhöht. Hinter dem einsamen Bahnhäuschen von Weissenfels — der Ort selbst liegt eine halbe Stunde entfernt — führt uns der Weg durch grüne Wiesen und schattigen Wald an die kühlen Ufer des Baches, in den Wipfeln der schlanken Nichten und in den schweren Nesten der breiten Kastanienbäume zwitschern die Vögel, sonst überall die tiefste Ruhe, kein Schritt, kein Laut wird hörbar. Eine Stunde sind wir wohl gewandert, langsam steigend, da öffnet sich plötzlich vor unserem freudigen Auge eine wunderbar grüne Fläche, von dunkeln Fichten prächtig eingerahmt, ein lieblicher Anblick, erheitend wirkend nach dem engen Thale, durch das wir gewandert. Es ist dies der „Untere See“.

Doch unerfättlich schreiten wir weiter, einen grünen Hügel hinauf, und plötzlich steigen vor uns die mächtigen Abhänge des Manhart auf, zu den Füßen dieses grauen, kahlen, schroffen Kliefen die zitternde, hellgrüne Flut des „Oberen See“, dessen Großartigkeit an den Obersee des „Königssee“ mit seinem gewaltigen Steinernen Meere, den Teufelshörnern u. s. w. erinnert. Die beiden Weissenfeller Seen sind durch den Niegel, über den wir hinüberwanderten, getrennt, über ihm thront ein weißer Felsen, der Rudolfsfelsen; von seiner Höhe genießen wir den Anblick beider Seen, rechts den lieblichen Unteren, links den großartigen Oberen See, den unser Bild wiedergibt. Und ringsherum keine menschliche Seele, kein Haus, keine Hütte, doch halt, da unten am Unteren See, eine kleine Holzlaube und dahinter sogar ein kleiner Kamin, zwar so klein, daß die Hoffnung auf ein warmes Mahl nicht groß ist, aber das Plätzchen sieht so schattig und verlockend aus! Wir wandern hin, und beide Erwartungen sind erfüllt, es giebt nichts Warmes, dafür aber einen kalten Bissen — wie wir nachher Gelegenheit hatten zu bemerken, ist auch dies eine große Seltenheit in der Krain — und ein wundervolles Plätzchen, schattig, angenehme Kühlung vom See empfangend, und nicht nur einen herrlichen Blick auf diesen, sondern auch auf die Spitzen des Manhart, die sich haarscharf vom blauen Horizont abheben, ein idyllisches Plätzchen, wie man es in dieser Abgeschlossenheit und Lieblichkeit nicht bald irgendwo anders findet.

Ganz, ganz anders ist dagegen der berühmte See der Krain, der Veldeser See, gleichzeitig auch der beliebteste Badeort, das „Krainerische Gräfenberg“. Der Ort ist nur dreißig Kilometer von Weissenfels entfernt. Die Eisenbahn führt uns aber durch den lieblichsten Teil Krains, uns reizende Einblicke in die Alpenthäler von Planiza, Pischenza, Feistritz,

Urata während, die Sabe begleitet uns getreulich, noch sehen wir nichts von dem kahlen Gestein des Karstes, nichts von seinen verheerenden Wirkungen, alles prangt im üppigsten Grün, sogar die Ausläufer der Karawanken erscheinen hier noch im grünen Kleide, und nur das Massiv des Triglaw, dieses höchsten Berges der Krain, schimmert weiß und hart durch das weiche Grün hindurch.

Auch der Veldeser See liegt, wie die Weissenfeller Seen, eine Stunde von der kleinen Eisenbahnstation Lees-Veldes entfernt. Lees ist der kleine Ort an der Station, das Dorf, das bescheiden, wie es war, auch geblieben ist. Nach Veldes geht's durch ein breites Thal, das zu beiden Seiten von Bergen eingefast ist, Sonnenduft liegt über ihnen, und wie durch einen Schleier sehen wir hindurch, weiter oben nehmen uns Bäume den Blick auf die Berge, sodas wir, am Dörfchen Muriz angelangt, ganz überrascht sind von dem wunderlieblichen Anblick, der sich uns darbietet.

Wie ein Juwel blüht uns der kristallklare, im satteften Grün erglänzende Veldeser See entgegen, die prächtigen gärtnerischen Anlagen, die von den vornehmen Hotels und Villen terrassenartig zum See hinuntersteigen, geben ihm eine allerliebste Einfassung, während die altersgraue Burg Kaiser Heinrichs des Heiligen von dem hohen, bewaldeten Felsen erst hinuntersteigt und einen Schimmer frühmittelalterlicher Romantik in die Romantik der Gegenwart hineinwirft. Unendlich lieblich steigt aus den Fluten des grünen Sees das weiße Wallfahrtskirchlein Maria im See auf einem üppig bewaldeten Hügel auf, eine Insel für sich bildend. Ein Kranz von Bergen umschließt dieses kleine Paradies, das vom mächtigen Triglaw und vom imposanten Ston beherrscht wird.

Und hier in diesem kleinen Paradiese giebt sich wohl auch die elegante Welt Krains ein Rendez-vous, weiße Toiletten schimmern durch die grünen Bäume durch, liebende Paare wiegen sich bei Mondenschein auf den Wellen des Sees, während die noch nicht oder nicht mehr sentimental angehauchten Jungfrauen und Jünglinge sich in den eleganten Hotelsalons bei den Klängen lustiger Weisen fröhlich im Kreise drehen. Die ältere Welt sieht dem Treiben der Jugend melancholisch zu und erstickt das Bedauern um die vergangene Jugend in schweren Cigarren, die von Damen und Herren der Krain mit gleicher Leidenschaft und gleicher Virtuosität geraucht werden, die blauen Ringeln verdichten sich immer mehr und mehr, wir verschwinden aber noch beizeiten, um das liebliche Bild ungetrübt durch Cigarrendampf und hohe Preise in uns mitnehmen zu können.

E. Rosevalle.

## Gedanken.

Nachdruck verboten.

Eines muß der Mensch unbedingt selbst treiben und vor sich bringen; einen Gedanken, ein Ziel, einen Zweck muß er haben, worin er von keinem anderen abhängt, worin er aber auch unüberwindlich und unnahbar ist. In diesem einen muß er zu jeder Zeit und unter allen Umständen er selbst sein, darin darf er auf keines anderen Rat etwas geben, keines anderen Hilfe annehmen, keines anderen Führung sich unterwerfen — immer nur er und er allein! In allem übrigen kann er sich dann anderen überlassen oder sich den Verhältnissen accomodieren.

Niemals kommt uns die Bescheidenheit besser zu statten, als wenn wir einen Mangel mit ihr verdecken.

Weithin, fast unübersehbar dehnen sich die Friedhöfe großer Städte und drinnen Reihe an Reihe, Hügel an Hügel . . . und unter jedem ein Mäuer oder deren mehrere. Betroffen fragt der Blick: So viele? — So viele! Und doch, wie klein ist die Zahl der Toten da drunten gegen die Zahl derjenigen, die unter uns wandeln und doch nicht leben, die nicht erst zu sterben brauchen, um für die Mitlebenden, für die höheren Forderungen der Menschheit tot zu sein!

Alles hat einen Abschluß und ein Ende, die Bildung nicht; sie muß uns beschäftigen bis zum letzten Atemzuge. Bis zum letzten Atemzuge müssen wir thätig sein und uns bemühen, das Neue und Vollkommene aufzunehmen, es uns zurecht zu legen, es in die Strömung unserer bisherigen Anschauungen und Urteile zu leiten! Und nur solange, als wir dies imstande sind, dauert unser Zusammenhang mit dem Leben.

R. M. Schubert.

**Abschied.**

Novellette von Paul Blif.

Nachdruck verboten.

In prächtiger Herbsttag geht zur Reige. Die goldigen Strahlen der sinkenden Sonne fallen auf das rote Weinlaub, das sich am Gartenhaus emporrannt, sie fallen auf die dünnen Bäume und Sträucher und vergolden all das ersterbende Leben mit ihrer melancholischen Pracht. Durch die klare, blaue Luft wehen die weißen Herbstfäden heran, in dichten Mengen, legen sich lautlos um Baum und Strauch und weben ein dichtes Netz über Gräser und Blumen. Langsam sinkt die Dämmerung hernieder.

Am Fenster, das nach dem Garten einen Ausblick gewährt, sitzt ein Mann von etwa sechzig Jahren, mit erstem, wehmütigem Gesicht und weißem Haar, und schaut hinaus in den ersterbenden Tag.

Auch für ihn begann nun der Herbst des Lebens. Längst hatte er das schon gefühlt. Die Kraft veragte von Tag zu Tag mehr, die Arbeitskraft, die ihn immer frisch und stark erhalten hatte, schwand allmählich dahin, der Wille war noch da, aber das Können war fort. Matt und schlaff sah er da, gebrochen fast — mit noch nicht sechzig Jahren schon ein lebensmüder, kraftloser Greis. Ein tiefer, schmerz-

ferne starrte, zogen alte, längst vergessene Bilder und Erinnerungen vor seinem geistigen Auge wieder auf.

Die Jugend, die Zeit der Kraft und der Freude stand wieder vor ihm, die Zeit, da der Jüngling zum Mann reift und hinausstürmt in das Leben, mit tühnen Wagemut und überschäumender Thatenlust, nicht achtend der Gefahren, die rings drohen, immer nur vorwärts drängend, als gehöre ihm die ganze große Welt.

Auch er war so einst ins Leben gestürzt. Und da er den Freudenbecher kaum an die Lippen gesetzt hatte, war ihm eines Tages ein Mädchen entgegengetreten, ein schönes, stolzes Kind, anders wie all' die anderen — ein ernstes Gesicht, zu ernst beinahe und in den Zügen etwas Herbes, Bitteres, das auf viel trübe Erfahrungen schließen ließ — und dies Mädchen hatte es ihm angethan, dies Mädchen liebte er, wie man nur einmal liebt. Dann hatte er's ihr gestanden, hatte um ihre Liebe geworben, wieder und wieder, bis sie endlich in seinen Armen lag und sie sich schwuren, nie voneinander zu lassen. Wochen vergingen so, Wochen eines endlosen Glücksaufschwungs. Dann drang sie auf Heirat.

Heirat? — Da war er stübig geworden, da mit einmal war er aus dem schönen Traum herausgerissen und hineingezerrt in die kahle Wirklichkeit; heiraten sollte er? Ja, das war ja ganz unmöglich! Wobon sollte man denn leben? Er

kannte sie nicht, aber daran hoffte er sich zu gewöhnen, die Hauptsache war ja, daß sie viel Geld mitbrachte.

Doch er hatte sich nicht daran gewöhnt. Die Frau war eigensinnig, herrlich, launlich und fand ihr Hauptvergnügen darin, mit ihrem Reichtum zu prahlen — sie hatte ihn eben nur geheiratet, damit er sie in die große Gesellschaft einführen sollte. Auch damit fand er sich schließlich ab. Was ihm zu Hause nicht geboten wurde, suchte er anderswo, ihm war das recht. So lebte jeder für sich, nur vor der Welt und in öffentlichen Gesellschaften erschien man zusammen — der Schein sollte wenigstens gewahrt werden.

Die Ehe blieb kinderlos. —

Mit einmal kam der Krampf wieder.

Der Kranke richtete sich auf — wie weggewischt waren alle Gedanken — eine entsetzliche Angst befiel ihn. Schriß läuten die Glocken durch den stillen Raum. Im Nu war der Wärter wieder um ihn. Aber diesmal war es ernst, man brauchte den Arzt, und ein Bote eilte hinaus, ihn zu holen. Furchtbar litt der Kranke, er wand sich in Schmerzen und schrie laut auf. Aber noch mehr litt er innerlich — wenn er nur nicht so mütterseelen allein wäre! So in den Tod zu gehen ohne allen Trost, ohne jede Liebe. Der Gedanke schien ihm unerträglich.

Und nun, plötzlich, packte ihn eine graufige Angst vor dem Tod — nein, nein! Nur nicht sterben! Und er klammerte sich an die Lehnen des Stuhles, krampfhaft wie in Todesangst — nur nicht sterben! Und die Pulse jagten wie in wahnwitziger Hast, die Schläfen hämmerten, und auf der Stirn perlten große Schweißtropfen — nur nicht sterben!

Wie lange der Arzt blieb!

Immer schrecklicher wurde der Zustand des Kranken — die Schmerzen übermannten seine letzte Widerstandskraft, und in seinem Hirn tobten die Gedanken in wilder Kraft, und immer wieder nur das eine: nur nicht so allein und verlassen sterben!

Und zum erstenmale haßte er seine Frau, die in kaltem Egoismus immer nur an sich dachte — und wieder kam ihm die Gestalt seines Mädchens von einst ins Gedächtnis, seiner



Aus der Krain: Der Untere Weißenseer See.



Aus der Krain: Der Obere Weißenseer See.

licher Seufzer entrang sich seiner Brust. Wenn nur der Krampf nicht wäre! Dieser entsetzliche, böse Krampf, der ihm die Brust zusammenzog, als wollte er ihn erwürgen. Zweimal schon war er ihm fast erlegen, gestern und vorgestern; jede Erregung sollte vermieden werden, denn wenn der Anfall zum drittenmal wiederkam, dann stand das Schlimmste zu befürchten. Ruhe!

Ja, die hatte er nun, äußerlich wenigstens; nichts regte sich um ihn, kein Laut, selbst das Ticken der Uhr war lautlos gemacht durch eine übergesetzte Glasglocke; die Dienstboten schliefen auf den Zehen, und dicke Teppiche dämpften die Schritte. Außerlich war die Ruhe da, aber in ihm, da drängte es und jagte auf und ab, hin und her in wilder Hast. Gedanken und Erinnerungen aus längst vergessener Zeit, aus der fernsten Jugend — alte Leiden und Schmerzen wurden wieder wach.

Darum hatte er nun gearbeitet, gerast und geschäft all sein Lebtag, darum in rastloser Heße weiter und weiter vorwärts gestrebt, von Stufe zu Stufe, immer höher und höher, aus dem Nichts heraus zu einem Ehrenposten, zu einer angesehenen Persönlichkeit, darum erbarmungslos und selbstthätig alles zurückgestoßen, was ihn hemmen wollte, darum allein!

Nun stand er ja oben, nun genoß er all die Ehren, die einst ihm so begehrenswert erschienen waren. Aber trotz Glanz und Reichtum stand er einsam und verlassen, auf unwirklicher Höhe — ein alter, kranker Mann, und allein, mütterseelenallein. Schrecklich! — Ein bitteres Weh kam über ihn, wie er so grübelnd dasaß, die Stirn voll Falten, um den Mund ein schmerzliches Zucken, und er hätte laut aufstöhnen mögen in seiner Seelenqual.

Da — mit einmal kam der Krampf wieder, zog ihm die Brust zusammen, benahm ihm den Atem und raubte ihm beinahe die Besinnung. Mit der letzten Kraft zog er noch die Glocke. Im nächsten Augenblick war der Wärter da und um den Kranken beschäftigt. Nach einigen qualvollen Minuten war der Anfall vorüber.

„Rufen Sie meine Frau,“ gebot der Kranke.

„Die gnädige Frau ist ausgegangen, vor einer Stunde schon,“ entgegnete der Wärter in dienstfertiger Haltung.

Ja so, heut war ja die Gesellschaft beim Bürgermeister — der Kranke besann sich — freilich, da durfte seine Frau nicht fehlen, war doch einzig zu diesem wichtigen Zweck eine seidene Robe angebracht worden! Da galt's zu zeigen, wer man war und daß man auch Geschmack hatte, trotzdem man nur die Tochter eines Bauern war... Wie er diese Prahlucht seiner Frau immer gehaßt hatte!

Der Wärter zog sich wieder ins Vorzimmer zurück, und der Kranke blieb allein. Die Dämmerung war inzwischen ganz herein gebrochen, alle Möbel im Zimmer verschwammen im Zwielicht, sodaß nichts deutlich zu erkennen war — aber das gerade that ihm wohl. Ruhe nur und nichts mehr sehen von diesem Jammerthal — das war ihm Labfal. Und zurückgelehnt in das Polster, schaute er nun hinaus mit trüben Blicken in die violetten Abendwolken, die am Horizont langsam aufzogen und sich tiefer und tiefer färbten. Und während er in die ungewisse

hatte nichts als seine gesunden Arme, kein Vermögen, sie hatte auch nichts — also wovon dann einen Haushalt bestreiten?

Aber das wollte sie nicht einsehen und drang heftiger darauf, daß er sie zu seiner Frau mache. Da war ein Freund zu ihm gekommen, der um die ganze Geschichte wußte. „Heiraten willst du sie?“ hatte der gefragt. „Du bist ja verrückt, Mensch! Mit zweiundzwanzig Jahren sich binden und an ein armes Mädchen! Du ruinierst dir ja deine ganze Karriere, wenn du dir solch eine Last aufbürdest! Nein, sei vernünftig und mache der Sache ein Ende, aber energisch!“ So hatte der Freund zu ihm gesprochen, der das Leben kannte und dessen Autorität er stets blindlings über sich hatte ergehen lassen. Und mit jenem Tage war er ein anderer geworden. Er sah das Mädchen nicht wieder, er schrieb ihr, daß alles aus sei und daß er an Heiraten noch nicht denken könne, ohne sich und sie unglücklich zu machen. — Ob sie daran zu Grunde gegangen war, das erfuhr er nie, hatte auch gar nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn jener Freund nahm ihn nun in seine Schule. Er war Klavigo, jener Karlos.

Jetzt ging's vorwärts, von Genuß zu Genuß, immer nur, um das Gefühl zu töten, denn zum Vorwärtstommen ist das Gefühl nur ein Ballast, der hinausgeworfen werden muß, damit man schneller und leichter hochkommen kann. Verstand und kühle Berechnung, das sind die beiden Hauptfaktoren, mit denen man zu rechnen hat.

So ging es weiter von Jahr zu Jahr, immer höher und höher. Das Glück war ihm hold.

Mit vierzig Jahren war er ein wohlhabender Mann und nahm eine hochangesehene Stellung in der Gesellschaft ein. Jetzt konnte man heiraten, natürlich nur seinem Vermögen entsprechend.

Ein Jahr später hatte er eine Frau, schwer reich, die einzige Tochter eines Bauernhofbesizers. Zwar fühlte er sich nicht sonderlich wohl an ihrer Seite, denn ihre Erziehung war mangelhaft, und weibliche Anmut und Liebesswürdigkeit

ersten Liebe von damals — aber die graufige Wirklichkeit blieb — er war allein, verlassen, und mitten in all' seinem Reichtum, mitten in all' seinem Glanz lag er mütterseelenallein als ein sterbender Mann. Das war das Ende seines Lebens, das Ziel seines Strebens — nun sank alles um ihn in das Nichts, andere nahmen, was er erworben hatte, und ihn selbst hatte man bald vergessen — das war das Ende!

Jetzt packte ihn ein neuer, graufiger Schreck, der Krampf kam wieder, diesmal aber stärker und anhaltender, sodaß der Atem fortblieb und das Herz still stand. — Dann war es zu Ende.

Mit all' dem Prunk und Tand, den die trauernde Witwe unentbehrlich fand, trug man ihn zu Grabe.

Alle Honoratioren des kleinen Städtchens folgten hinter dem Sarge, der mit Kränzen und Palmen dicht bedeckt war, und die Stadtkapelle spielte den Chopin'schen Trauermarsch.

Es war sehr feierlich; und die tiefbetrübte Witwe war wirklich gerührt, wünschon sie zu ihrem heimlichen Troste sah, daß die neue Trauerrobe ihr ganz vorzüglich stand.

Als der Hügel auf dem Kirchhof von allen Leidtragenden verlassen war, nahte sich eine hohe, schlanke Frauengestalt, ganz in Schwarz gekleidet und mit Schleiern dicht verhüllt. Sie legte einen Strauß mit frischen, duftenden Rosen auf den Hügel nieder und faltete die Hände wie zum stillen Gebet.

Lange verweilte sie so, und während die Augen auf die Blumen starren, eilten die Gedanken zurück in die Vergangenheit... Sie hatte ihn geliebt. Und nun er hinübergeschlummert war und sie ihn hinabgeschickt hatten in die kühle Erde, nun war sie gekommen, Abschied zu nehmen und sein Grab zu schmücken mit den letzten Rosen, die der Sommer noch hatte; denn Rosen waren seine Lieblingsblumen, das wußte sie, und darum kam sie und brachte die letzten Rosen. So nahm sie Abschied.

## Cupidos Waffen.\*

Der Tod an einem Abend spät  
Zur Raft in eine Herberg' trat.  
Auf eine Bank am Ofen nieder  
Legt er sein grausam Jagdgeschieder  
Und ging zu Bett. — Nicht lang danach  
Trat in dasselbig Schlafgemach  
Der Venus Sohn, Cupido, ein,  
Wollt' rasten auch im Kämmerlein,  
Warf auf die Ofenbank in Eile  
Den Bogen und die Liebespfeile  
Und suchte schlummernüch' sein Bett. —  
Aufstand der Tod schon vor der Mette,  
Hing seinen Bogen um und nahm  
Von Pfeilen, was ihm unterkam,  
Und ging. — Dann nahm der kleine Dieb,  
Was von Geschossen übrig blieb.  
Bald aber ward den beiden klar,  
Daß manch Geschöß verwechselt war.  
Denn oft geschah's, wenn einem Jungen  
Cupidos Pfeil ins Herz gedrungen,  
Daß sich der Junge und Gesunde  
Verzehren mußte an der Wunde,  
Und wenn hinwieder einem Alten  
Des Todes Pfeil das Herz gespalten,  
Schlug aus dem Dach von dürrem Stroh  
Die Liebesflamme lichterloh!

\* Schwank, aus Rudolfs Vanmbachs Dichtung: „Kaiser Max und seine Jäger“ (Leipzig, U. G. Liebeskind).

Aus dem Tagebuche einer Nordpol-  
fahrerin.

(Schluß aus Nr. 16, S. 178.)

Nachdruck verboten.

Wenn es auch draußen stürmte und raste, so war es daheim desto behaglicher und gemüthlicher. Das Haus bestand aus zwei Räumen: der kleinere von 12 zu 7½ Fuß wurde von dem Ehepaar bewohnt, der andere war beinahe doppelt so groß und diente sowohl als allgemeiner living-room wie als Schlafquartier für Pearys fünf Begleiter. Ein Eßtisch, roh gezimmerte Stühle, ein Bücherstand und Kirschchen zum Schlafen machten die ganze Einrichtung aus. Die mit roten Wolldecken ausgeschlagenen Wände und die ebenso überzogene Decke erzeugten das Gefühl der Wärme und machten die Zimmer traulich. Der Ofen in der Zwischenwand der beiden Stuben heizte vorzüglich, und auch sonst war das Haus küstefest gebaut. Im Winter lag es, wie auch die Iglus (Hütten) der Eskimos, von denen sich einige Familien in der Nähe angesiedelt hatten, so im Schnee vergraben, daß nichts davon zu erblicken war. Zu thun gab es immer; die Männer machten ihre wissenschaftlichen Beobachtungen, lösten sich in den regelmäßigen Nachtwachen ab, arbeiteten an den Schlitten und deren Ausrüstung für die große Nordfahrt im Frühling oder gingen auf die Jagd, um den Tisch mit frischem Fleisch zu versorgen, und auch Mrs. Peary war eine eifrige Jägerin; sie führte die Wirtschaft und nähte, unterstützte von einigen eingeborenen Frauen, fleißig an den Kleidern und dem Pelzwerk für ihren Mann und dessen Gefährten, um ihnen die große Reise zu ermöglichen. Sie unternahm täglich Spaziergänge mit ihrem Gatten, sobald dieser so weit genesen war, oder Partien auf Schneeschuhen. Im Hause trug sie eine gestrickte Leibbinde, einen Trikottanzug, zwei gestrickte Unterröcke, darüber ein langes Flanellkleid, gestrickte Strümpfe und darüber solche von Hirschfell anstelle von Stiefeln. Ging sie aus, so kamen dazu Schneeschuhe, ein großer Mantel (overall) von Pelz und ein Muff. Bei längeren Ausflügen verzichtete das Ehepaar in der Regel, in einem der schmutzigen, von Ungeziefer wimmelnden, überhitzten Iglus zu schlafen, und zog es vor, im Freien, selbst auf dem Eise und bei strenger Kälte zu nächtigen. Es suchte sich eine möglichst geschützte Stelle aus, und jedes schlüpfte in seinen Schlafsack aus Pelz, der am Halse zugebunden und durch eine Kapuze, gleichfalls aus Pelz, welche bis über die Schultern reichte, ergänzt wurde.

Wer seinen Geburtstag feierte, durfte sich sein Menü wählen, und wie man an solchen Tagen speiste, mag folgende Tischkarte zeigen: Modkurtelsuppe, Ragout von jungen Tauchern mit grünen Erbsen, geröstete Gidergansbrust, gebackene Bostoner Bohnen, Mais und Tomaten, Aprikosentorte mit Pflaumenmus und Cognatsauce, Pfirsichscheiben, Kaffee.

Zur Suppe gab es einen „cocktail“ (einen kräftigen gemischten Likör aus Rum oder Cognac) und dann Lieberbraunmilch und Sauterne. Unsere Nordlandfahrer, sieht man, verstanden zu leben, nur wurde es im tiefen Winter, wo es sehr wenig Wild gab, an gutem, frischem Fleisch knapp, und man war dann oft längere Zeit auf das widerwärtige Seehundsfleisch angewiesen. Tischlicher gab es nicht, und das ganze Speisegerät bestand aus Zinn, was indessen dem Appetit durchaus keinen Abbruch that.

Selbstverständlich wurde auch Weihnachten fröhlich begangen, und die Lieben daheim hatten den von der Welt Abgeschiedenen versiegelte Pakete mit kleinen Geschenken mitgegeben, die am heiligen Abend geöffnet werden sollten. Auch die Eskimos wurden zu einem Festdiner geladen. „Es war ergötzlich“, schreibt die junge Frau, „zu sehen, wie diese seltsamen, ganz in Tierhäute gekleideten Geschöpfe bei Tisch saßen und sich bemühten, es civilisierten Menschen gleich zu thun. Zwei von ihnen machten ihre Sache recht gut. Ein Zwischenfall war besonders spähig. Als der eine ein hübsches Stück Fleisch im Ragout erblickte, langte er über den Tisch und versuchte es mit der Gabel aus der Schüssel herauszufischen. Sein Nachbar wies ihn sofort zurecht und zeigte ihm, was er sich nehmen solle, behielt aber das gute Stück für sich selbst. Sie plauderten und lachten und schienen sich königlich zu amüsieren. Die beiden Frauen hatten ihre Babies in ihren Kapuzen auf dem Rücken, das behinderte sie jedoch nicht im geringsten. Ob-

gleich der Lärm mitunter groß war, schliefen die Kleinen die ganze Zeit hindurch fest. Die eine achtete auf die Tassen der übrigen, und so oft sie eine leere gewahrt ward, fragte sie: „Mehr Kaffee gefällig? Nicht? Der Kaffee ist gut.“ Um zehn Uhr wurde die große Lampe ausgelöscht und den Gästen bedeutet, daß es Schlafenszeit sei und daß sie nach Hause gehen müßten, was sie nur widerwillig thaten.“

Es wird den Leserinnen des „Bazar“ wohl auch interessant sein, wie das neue Jahr in der Nähe des Nordpols begrüßt wurde. „Am 30. ließ ich Karten ergehen, für ein „At home in the south parlor of Redcliffe, December 31, from 10 p. m. 1891—1892.“ Es herrschte echt arktische Witterung, und ich war froh, daß meine Gäste es nicht weit hatten. Den ganzen Tag war ich für meine Gesellschaft thätig. Ich mußte mein Fruchtis ohne Gefriermaschine machen, meine Kuchen und Plinzen backen und alles auf ein improvisiertes Büffett setzen. Um 9 Uhr abends kleidete ich mich in schwarze Seide mit gelblichem Einsatz, der mit schwarzer Spitze bedeckt und besetzt war, und Spitzenärmeln. Um 10 Uhr begannen meine Gäste sich einzufinden. Die Einladungen waren auf Mitglieder der Nordgrönlandexpedition von 1891—1892 beschränkt, sie sahen alle recht gut und sehr civilisiert aus, die meisten hatten sogar ihre Karten geschickt. Stühle besaß ich nicht, und da mußte jeder den seinigen mitbringen. Mein Mann saß auf dem Bett, ich auf dem Koffer. Wir verließ der Abend sehr angenehm, und ich denke, den jungen Leuten hat mein Schokoladeneis und Kuchen geschmeckt. Um Mitternacht tranken wir alle auf ein glückliches neues Jahr unseren Redcliffe-Cocktail, und dann empfahlen sich meine Gäste. Die ganze Zeit hindurch heulte und stöhnte der Wind und wirbelte der Schnee, die Nacht war schwarz wie Tinte und kein Stern sichtbar. Mehr als einmal des Abends, wenn ein besonders heftiger Stoß heulend den Schnee von den Rissen gegen unser Häuschen schleuberte, drängte sich uns der Gegensatz zwischen innen und außen auf.“

Die Eskimos gehörten einem Stamm von etwa 350 Mitgliedern an, das war das nördlichste Völkchen der Erde und Hunderte von Meilen von seinen nächsten Nachbarn entfernt, mit denen es keinen Verkehr unterhielt. „Eines Tages empfingen unsere Freunde den Besuch des jungen Ehepaares, das an der nördlichsten Grenze der Welt wohnte.“ Weiße Menschen hatten diese Eskimos noch nie im Leben gesehen, und namentlich die Frauen gerieten außer sich vor Erstaunen über Mrs. Peary und wollten wissen, ob es noch mehr solche in Redcliffe gäbe. „Als sie erfuhr, daß dies nicht der Fall sei, daß ihrer jedoch genug in amerikanischen Lande seien, fragten sie: „Sind sie alle so groß und so weiß, und haben sie alle so langes Haar? Wir haben noch niemals eine Frau wie du zu Gesicht bekommen.“ Auf einer Schlittenfahrt kamen Peary und seine Gattin an ein Eskimodörfchen. „Während ich unsern Morgenimbis zubereitete, war ich der Mittelpunkt eines bewundernden Kreises. Männer, Frauen und Kinder bildeten einen geschlossenen Ring um mich. Noch niemals hatten sie einen solchen Ofen, noch niemals so hoch gesehen. Sie schwagten unaufhörlich und quälten mich mit so vielen Fragen, daß ich daran verzweifelte, unser Essen fertigzubringen. Erst als ich ihnen Kaffee und Krackers gab, gewann ich Muße, selbst etwas zu genießen.“

Beim Arbeiten sitzen die Frauen auf dem Boden, mit den Füßen und Beinen ihre Arbeit haltend, die Hände machen sie durch Rauen geschmeidig; sie nähen von rechts nach links und tragen den Fingerhut auf dem Zeigefinger. Den Faden bereiten sie, wenn sie ihn brauchen, indem sie Hirsch- oder Narwalsehnen zerteilen und im Munde anfeuchten. Während dieser Thätigkeit wiegen sie beständig die Kinder auf dem Rücken, ohne dabei die Hände zu nehmen. Die Kleinen werden im ersten Jahre beständig in der Kapuze geschleppt, im Wachen wie im Schlafen, und nur beim Nähern herausgenommen.

Eines Tages erhielt Mrs. Peary den Besuch einer jungen Witwe, die ihr jüngstes auf dem Rücken trug und von ihrem neuen Verehrer begleitet war. Da sie nicht wußte, daß der Mann derselben tot war, fragte sie, ob ihr Begleiter ihr Gatte sei, worauf die Trauernde in Thränen und Schlächzen ausbrach. Mrs. Peary rebete ihr mitleidig zu, die aber trocken plötzlich ihre Augen und rief: „Mein Mann ist seit drei Monaten tot. Warte nur noch ein kleines Weilchen, dieser hier wird mich heiraten.“ Die Eskimofrauen brauchen nur ein Jahr mit ihren Männern zusammenzuleben, und gefällt es ihnen dann nicht, so haben sie das Recht, in das elterliche Haus zurückzukehren, wenn noch keine Familie da ist.

Der Winter ist die Besuchszeit, und nur während dieser Monate kommen die Bewohner des einen Dorfes zu denen des anderen; alsdann wandern sie weilenweit über das Eis mit Hundem oder ohne solche, doch führt jede Gesellschaft wenigstens einen Schlitten mit sich. Sobald sie ein Iglu betreten, ziehen sie sich nackt aus, so wie wir Mantel und Hut ablegen, wenn wir eine Biste machen.

Auch die arktische Natur hat ihre Schönheiten, die von der jungen Frau vortrefflich geschildert werden: „An einem klaren, kalten Februartage gingen wir ohne Schneeschuhe nach dem Amphitheaterberg. Die linke Säule am Eingang zu demselben ist ein marmorweißer, hundert Fuß hoher Eispeiler, und der Schnee im Innern lag sehr tief. Die rechte Seite des Einganges war kurz vorher abgebrochen, und ganze Tonnen Eis waren ringsum zerstreut. Zum erstenmale sahen wir den Neumond, zu einem Viertel voll über den Rissen im Norden, während die Glut der untergehenden Sonne im Südwesten ein wundervolles Bild darbot; die Spitzen der Eisberge in der Ferne wurden ganz verhüllt von der niedrigen Nebellinie, die aus den Spalten im Eise emporstieg, was sie wie lange, flache Felsen inmitten der Schneefläche erscheinen ließ.“

An einer andern Stelle heißt es: „Mein Mann, der Eskimoführer und ich saßen alle drei auf dem Schlitten, der außerdem mit Schlafsäcken, Ausrüstungsgegenständen, Proviant u. s. w. schwer beladen war, und trotzdem fielen die neun trefflichen, anserlesenen Hunde sofort in einen Trab, den sie, während die Schwänze gleich Federn über den Rücken hin- und her schwankten, beibehielten, bis wir um zwei Uhr des Morgens Ittiblu erreichten. Die Nacht war schön. Hell strahlte die Sonne bis Mitternacht, dann ging sie wie ein Feuerball unter, den Himmel mit roten, violetten und gelben Farben malend, die allmählich erblaßten und ein mattes Graublau zurückließen, welches sich in ein Grau verwandelte, das dunkel genug war, um die zahllosen Sterne zu zeigen, die das Firmament besäten. Als wir in Ittiblu ankamen, stieg die Sonne

hinter den dunklen Rissen der Südküste des Inglefielbgolfes empor. Wir machten uns sofort daran, uns ein Schnee-Iglu zu bauen und legten unsere Schlafsäcke und alles, was wir nicht von den Bewohnern des Dorfes berühren lassen wollten, auf den eisigen Boden nieder. Die gastfreundliche Einladung eines Eskimos, die Behaglichkeit seines Iglus zu teilen, lehnten wir dankend ab, aber niemals werde ich die eisige Kälte des unsrigen und den Temperaturunterschied zwischen dem Innern desselben und der Außenluft vergessen. Es war, als ob wir aus einem Keller in eine Wärme von 90° F. traten, und wir beschloffen, uns in Zukunft, außer wenn es stürmte, ohne Obdach zu behelfen.“

Der Gletscher, der die Ostwand des Inglefielbgolfes bildet, hat eine Front von ungefähr zehn (englischen) Meilen und ist der größte der Reihe von Riesengletschern, in denen sich hier die Kräfte der grönländischen Eisdecke konzentrieren. Nördlich von ihm liegt das Smithsengebirge und weiter darüber hinaus die gewaltige Anhäufung von Eisströmen, die nach Westen zu fließen und den Kopf des Golfes bilden. Der Ostflache, die noch niemals von einem Menschen betreten worden war und deren Schönheit und Großartigkeit noch kein Weißer geschaut hatte, gaben wir den Namen Heilbringletscher, zu Ehren Angelo Heilbrins, Professors an der Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia (durch dessen Bemühungen die Expedition hauptsächlich zustande gekommen war).

Auf unserer Grönlandfahrt hatten wir eine Menge von Gletschern gesehen, zuerst den großen Eisstrom von Fredericks-haab. Ich hatte das ferne Schimmern des Jakobshavengletschers geschaut, und von Upernavik an blieben uns immer Gletscher in Sicht. Etwa acht Meilen oberhalb von Redcliffe ragt ein hängender Gletscher, der durch einen großen Haufen Geröll gefügt wird und aussieht, als stünde er auf Stelzen. Es machte einen ganz seltsamen Eindruck, die rotbraunen, in der Sonne glühenden Felsen und Risse und diese mächtige senkrechte, blaue Eiswand dahinter zu sehen, von der kleine Wasserströme niederrieselten und hin und wieder Eisstücke abbröckelten, die mit einem dumpfen, metallischen Laut niederstürzten. Und noch merkwürdiger war es, daß unsere treue Freundin, die arktische Mohoblume, unter den überhängenden Wänden eines Gletschers blühte. Auch die großen Gletscher, die das Tuktuthal umsäumen, mit seinen grünen Wiesen und blinkenden Seen, werden mir stets eine schöne Erinnerung bleiben.“

Am die Mitte Juni verschwand der Schnee rasch, und sobald ein Stück des Erdbodens davon frei ward, bedeckte es sich mit Blumen. „Die Luft duftet von Frühlingsblumen und Moosen, die den Boden verhüllen. Zahllose Schneebögel flattern umher, einander zuzuwitzelnd, und allenthalben vernimmt man das Rauischen der Wähe. Alle Blumen und alle Vögel sind wieder da und werden bis Mitte September bei uns bleiben, und dann, hoffe ich, werden auch wir nach dem Süden zurückkehren.“

Am 24. Juli war die „Kite“ mit Professor Heilbrin und Briefen aus der Heimat wieder da, um die einsame Gesellschaft in den Schoß der civilisierten Welt zurückzubringen. Am 6. August kehrte das Ehepaar Peary nach einer Abwesenheit von 93 Tagen von der langen und für die Wissenschaft überaus wertvollen Reise über die grönländische Eisdecke frisch und gesund zurück, und alles wäre glücklich abgelaufen, hätte nicht einer der Gefährten, Verheoff, das Unglück gehabt, spurlos zu verschwinden und wahrscheinlich durch einen Sturz in eine Gletscherpalte einen frühzeitigen Tod zu finden. Nachdem die Eskimos aufs reichste mit Dingen beschenkt worden waren, die geeignet sind, ihr Leben besser und angenehmer zu gestalten, packte Mrs. Peary mit einem Gefühl der Wehmut ihre Sachen und verabschiedete sich von den Räumen, welche sie ein Jahr lang beherbergt hatten und ihr lieber geworden waren als das eleganteste Boudoir inmitten der feinen Welt. Dankbar gedenkt sie der schönen Stunden, die sie zwischen dem arktischen Kreise und dem Nordpol verbrachte und die ihr so gemüthlich waren, daß sie ihren Gatten, treu und tapfer wie ein echter Ritter ohne Furcht und Tadel, auch jetzt wieder auf seiner zweiten Fahrt in die Region des ewigen Eises begleitet. Möge sie auch von dieser ebenso glücklich und gesund heimkehren!

May Korping.

## Pariser Modebericht.

Nachdruck verboten.

Mag man gegen die allzu schnell wechselnde Pariser Mode auch noch so sehr eifern, so hat sie doch den einen, unbestrittenen Vorzug, daß sie durch ihren Chic und ihre Eleganz vorhandene Schönheiten der Gestalt hervorhebt und etwaige kleine Mängel der Figur geschickt verdeckt, anstatt das Gegenteil zu verschulden. Uebrigens wechselt selbst die Pariser Mode nicht auf allen Gebieten so schnell, wie es von ihren Gegnern behauptet wird. Es giebt bei den verschiedenen Toilettenartikeln gewisse Façons, die, mitunter unerwartet, den allgemeinen Geschmack treffen und sich daher häufig recht lange halten. So z. B. die runden Pelermintagen, die nun schon seit zwei Jahren getragen werden und noch immer sehr beliebt sind, wenn auch jetzt in etwas anderer Form. Die Kragen sind kürzer geworden und werden am Rande nur wenig oder gar nicht garniert. Dagegen schmückt man sie am Halse mit Einsatz von Guipürespitzen, Posamenten, Bänden und dergleichen in vertikalen oder auch horizontalen Linien und garniert ihren inneren Rand mit einem fein pliffierten Seidenvolant, der nicht zu schmal sein darf. Die Guipüre-Ornamente und Entre-deux sind oft prächtig mit hell glänzenden Metallperlen verziert, in denen Gold, Silber, Kupfer, Stahl und Bronze ein sehr schönes Farbenpiel ergeben. Ebenso beliebt sind wieder die Zettperlen und Pailletten, die zu schwarzen Spitzen verwendet werden. Oft umgiebt man die Kragen auch bordürenartig mit Federn oder Häuschen, die man aus ausgeschlagenen Seidenstoffen, aus Bändern, Spitzen oder dergl. bildet.

Die Pelermine besteht meist in einem runden Kragen, an welchen ein rund geschnittener Teil gesetzt ist, der von den Schultern in regellosen Falten herabfällt und mit einem Volant aus pliffierter Seide begrenzt wird. Sehr wirkungsvoll ist z. B. eine Pelermine aus grünem Sammet, deren oberer, bis zum Arm reichender Teil mit cremefarbenem Guipüreeinsatz

und reich mit Perlbordüre garniert ist. Den gleichen Besatz zeigt der untere Pelerinenrand. Oben wird der Pelerine ein stolaartiger Guipüretragen aufgenäht.

An den aus schwarzem Moiré oder farbiger Seide gearbeiteten Kragen, wie sie jetzt die Pariser Frühjahrsmode aufweist, werden allgemein die bekannten großen Krawattenschleifen getragen. Die einzige Aenderung, die an dieser hier allbeliebten Mode jetzt aufkommt, besteht darin, daß die Schleifen nicht mehr unmittelbar am Halse, sondern auf der Brust getragen werden. Vom Knoten aus gehen die beiden Schlingen der Schleife gerade nach oben in der Form eines V, während die langen Enden herabflattern. Man fertigt diese Schleifen aus einer Schärpe von Band oder Stoff und garniert sie mit einer gekräuselten Spitze oder mit einzelnen Spitzenteilen; auch schließt man sie mit Gaze-Plissés ab, wenn die Pelerine mit Gaze garniert ist. Die Schleife muß in der Farbe natürlich stets mit dem Kragen übereinstimmen.

Für die Promenade, für kleine Reisen und Ausflüge werden die Pelerinen nur einfach gewählt. Die Pariserin verwendet dafür glattes Tuch in heller Garz-, Tabakfarbe u. s. w. Diese Pelerinen werden mit drei abgestuften Kragen gearbeitet, die hinten, ebenso wie vorn, offen sind. Die Ränder werden einfach mit 2 Cent. breiten Schrägstreifen begrenzt; gleiche Streifen schmücken den etwas hochgeschlagenen Kragen aus Sammet. Aus denselben Stoffen und mit ebensolchen Kragen fertigt man auch Paletots an, die, geschlossen, vertikale Aufschläge zeigen und mit zwei Reihen ziemlich großer Knöpfe aus Eisenblei, Perlmutter oder Horn — 4 oder 5 in einer Reihe — besetzt sind.

Für die warmen Frühling- und Sommertage werden die seidenen Pelerinen wohl allein das Feld behaupten. Sie werden mit gebranntem Plissés aus Seidengaze, genau mit der Farbe übereinstimmend, überschleiert. Die Fabrikanten haben dafür gesorgt, daß diese Gaze selbst zu changierenden Stoffen genau passend vorhanden ist. In der That wirkt die Verbindung dieser beiden Stoffe sehr grazios und elegant. Am oberen Teil des Kragens werden oft muschelförmig gefaltete Plissés aus gleicher Gaze angebracht. Diese Kragen dienen nur der eleganten Toilette, und man darf sie nicht etwa zu einem einfachen Wollkleide tragen; zu diesem wählt man vielmehr ein kurzes Jackett mit faltigem, von der Taille herabfallendem Schopf. Sie werden ebenfalls an allen Rändern und Nähten, selbst auf dem Rücken und an den Ärmeln mit Schrägstreifen besetzt.

Zu den Kostümen — tailor made — aus Tuch, Foulé u. s. w. in dunkleren Farben wie Braun, Braunrot, Blau, Grau und dergl. schreibt die neueste Pariser Mode eine Weste aus cremefarbenem Tuch vor, aus dem auch die Aufschläge hergestellt werden. Diese Kleider sind ebenso elegant wie praktisch und werden durch ein Jackett vervollständigt. Diese Form ist fast typisch für Tuch, Wolljatin, Diagonal und ein neues Gewebe aus Ziegenhaar, auch für solche aus melierten Geweben in helleren und dunkleren Schattierungen und Mischungen, die aber in ihrer Gesamtwirkung einfarbig erscheinen. Diese melierten Stoffe verwendet man auch für Jackett und Regenmäntel, jedoch würden wir raten, die anderen eigens dafür bestimmten Stoffe vorzuziehen. Letztere werden besonders in Jagelnußbraun, Kakao und der Farbe des schwedischen Leders getragen, sind aber auch in vielen anderen neutralen Tönen vorhanden. Die melierten Stoffe sind im Tragen entschieden praktischer als die glatten. Auch die Cheviotstoffe hat man in fein melierten oder kleinfarierten Mustern. Garniert werden alle diese Stoffe mit Sammet oder Moiré, die stets der dunkelsten Farbe des Gewebes entsprechen müssen. Der Rock erhält einige Schrägstreifen, die Taille Westenteile und Aufschläge aus Sammet oder Moiré.

Unter den Geweben für die Frühlingzeit finden wir auch vielfach klein gemusterte, gepunktete und changierende Stoffe, ferner einen lofen, groben Sommervollstoff, „bure“ genannt, der überaus praktisch ist. Sodann Wollen-Gamine in durchbrochenen Streifen und Mustern, gestreifte Krepps und gaufrirte Kreppstoffe, die meist mit feinen Querstreifen versehen sind. Diese Stoffe werden gleichfalls mit Moiré und Sammet in der dunkelsten Farbe des Stoffes, vielfach auch mit Spitzen und Posamenten garniert. Zur Verzierung der Sommertoiletten werden ebenso wieder Stickereien und Verschnürungen mit großer Vorliebe verwendet.

An den Ärmeln zeigt sich die Pariser Mode in diesem Jahre ganz besonders phantastisch. Sie sind unendlich verschieden, immer aber noch stark gebauscht. Gern schließt man die Sommerkleider auf der linken Schulter und unter dem linken Arm. Die Taillen sind vielfach gekräuselt; werden sie im Rock getragen, so umwindet ein seidenes Gürtelband die Taille, das sich hinten oder seitwärts zu einer Schleife schließt.

Zur Veranschaulichung des Gesagten bringen wir noch die Beschreibung von zwei Toiletten, die beide sehr elegant und chic sind. Die erste, eine Visiten-toilette aus chimierter Seide in Violett und Malvenfarbe ist in überaus vornehm wirkender Farbenstellung mit lichtblauer Seidengaze und Einsatz aus weißer Guipüre verziert. Den keilförmigen Rock umgibt ein Volant, der in regelmäßigen Entfernungen in doppelte Falten gelegt ist und oben mit einem schmalen Plissé abschließt. Die auseinander-tretenden Vorderteile der Taille sind mit einem Faltenarrangement aus lichtblauer Seidengaze verbunden, welchem sich seitwärts Falteenteile anfügen, die aus der Schulternaher herabfallen und sich zu einem Bolerojäckchen gestalten. Der untere Rand dieser Teile wird von Einsätzen begrenzt. Ein violettes Seidenband windet sich um die Taille, trenzt sich hinten und steigt auf der linken Seite vorn bis zum Falteenteil empor, wo es mit einer flotten Schleife schließt, deren Mitte ein großer Brillantknopf bildet. — Die zweite Toilette, ebenso vornehm und künstlerisch erdacht, besteht aus bronzebraunem, gestreiftem Moiré und zeigt am Halse des glatten Rockes einen maisgelben Sammetstreifen, dem ein Spitzeneinsatz aufliegt. Die Taille wird durch ein Bolerojäckchen gebildet, das mit breitem Aufschlag aus maisgelbem Sammet ein Chemisett aus gleichem, gefaltetem Stoff einschließt. Zwei Querlinien von Spitzeneinsätzen teilen das Chemisett in drei Teile. Ein goldbrauner Gürtel umwindet die Taille und endet links in voller Schleife. Ganz eigenartig erscheinen die Ärmel, die unten ziemlich enge, in zwei Spitzen auslaufende Röhren bilden und sich am Ellenbogen tulpenartig erweitern, um sich oben zu einer vollen Puffe zu gestalten.

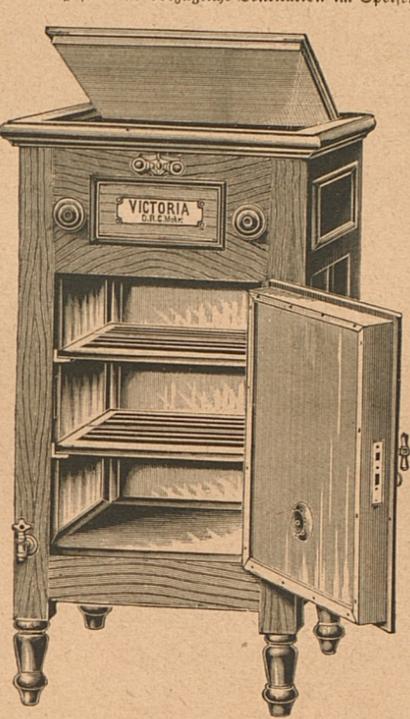
### Weißes Sommerkleid für junge Mädchen.

(Hierzu Titelbild S. 195.)

Das weiße Kleid, das rechte und echte Mädchenkleid, ist wieder zur vollen Würdigung seiner Schönheit gelangt. Lange Zeit hindurch trug man es nur zu „besonderen Gelegenheiten“, doch jetzt, wo so wunderschöne und verschiedenartige weiße Wollstoffe fabriziert werden, hat das weiße Kleid seine alte Bedeutung als Sommerkleid zurückgewonnen. Schöne Frauen haben immer mit Vorliebe weiße Kleider getragen, wir erinnern nur an die Recamier, die überhaupt nur weiße Kleider trug, an die Kaiserin Josephine und last not least die Königin Luise. — Unser Modebild zeigt eine reizvolle Mädchengestalt in einem weißen Wollgewande, das gerade in seiner Einfachheit von außerordentlicher Lieblichkeit ist. Die Taille des Kleides ist am Halse passgenau in Falten gereiht, die sich auch über den Stehfragen fortsetzen und oben zu einem Köpfchen auslaufen. Im übrigen ist sie vorn und hinten in Falten geordnet und wird im Taillenschluß durch einen cremefarbenen Gürtel aus Seidenband zusammengehalten. Dieser ist hinten geschlossen und fällt in langen, beinahe bis zum Saum des Rockes reichenden Enden hernieder, zu denen sich etwa 10 bis 12 Cent. kürzere Schlingen gesellen. Ein mäßig weiter Keulenärmel vervollständigt das vornehme Gewand.

### Wirtschaftsplaudereien.

Patent-Eisschrank mit Glaswänden und freihängendem Eisbehälter. Der hier abgebildete Eisschrank ist in seiner Art vollständig neu und unterscheidet sich von sämtlichen bisher üblichen Konstruktionen dadurch, daß feinerlei Metall im Innern des Schranke zur Anwendung gebracht und daß für eine vorzügliche Ventilation im Speise- und Eisbehälter Sorge getragen ist. Der untere, zur Aufnahme von Speisen bestimmte Raum ist durchweg (sogar die Füllungen der Thüren) mit starken Glasplatten ausgelegt, die in Rahmen von schneeweißem Ahornholz gefaßt sind. Auch die Haken sind aus bestem Ahornholz gefertigt, so daß der Schrank allen Ansprüchen an Sauberkeit genügt und dergl. auch ohne Schüssel, Zeller einfach auf die Glasplatten oder die Holzröhren gelegt werden können. Der jaloufieartig zusammengesetzte Eisbehälter hängt oberhalb des Speiseraumes vollständig frei im Sichtraum. Die Außenluft tritt oben rechts und links seitlich vom Eisbehälter in den Schrank ein, kühlt sich an den Wänden des ersten und fällt als kalte Luft nach unten, indem sie die im Schranke vorhandene wärmere Luft durch die Ventilationslöcher in den Thüren nach außen treibt. Um die Außenwärme vom Eis fernzuhalten, ist der Deckel mit starker Asbesteinlage versehen; es bildet sich infolge der permanent zirkulierenden Luft keine Feuchtigkeit, mithin auch kein Schweißwasser im Speisebehälter; die im Schranke aufgehobenen Speisen bleiben daher gleichfalls trocken und leiden in keiner Weise.



Die neuen Patent-Eischränke werden in folgenden Größen vorrätig gehalten:

|            |   |
|------------|---|
| Einthürig  | Höhe 114 cm, Breite 66 cm, Tiefe 62 cm, Preis 88 M. |
| "          | " 128 " " 71 " " 63 " " 95 "                        |
| Zweithürig | " 123 " " 112 " " 64 " " 155 "                      |
| "          | " 143 " " 117 " " 66 " " 165 "                      |

Bezugquelle: Magazin des kgl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

### Drei Kapsel-Rätsel.

Es gilt das Ende von dem einen, Den Anfang von dem nächsten Wort Gedicht zum neuen Wort vereinen, Und was man sucht, hat man sofort.

Nr. 1 enthält einen Gott, Nr. 2 einen orientalischen Titel, Nr. 3 ein Haustier.

- Nr. 1. Kling' hinaus bis an das Haus, Wo die Blumen sprießen. Wenn du eine Rose schaust, Sag', ich laß' sie grünen.
- Nr. 2. Frost, friere mir ins Herz hinein, Tief in das heißbewegte wilde, Daß endlich Ruh' mag drinnen sein, Wie in dem nächtlichen Gesilde.
- Nr. 3. Finsterr Ernst und trauriges Entzagen War aus eurem hettern Dienst verbannt; Glücklich sollten alle Herzen schlagen, Denn euch war der Glückliche verwandt. Damals war nichts heilig, als das Schöne; Keiner Freude schämte sich der Gott, Wo die keusch' erröthende Kamöne, Wo die Grazie gebot.

### Unterhaltungs-Aufgabe.

Ein sehr neugieriger Reisender, der sich zum Besuch in einer Provinzialstadt aufhielt, belästigte im dortigen Gasthause seinen Nachbar, einen neben ihm speisenden Herren, mit beständigen Fragen über die städtischen Einrichtungen. Endlich fragte er sogar, ob er nicht erfahren könne, wann der große Kirchturm der Stadt und das Rathaus gebaut worden seien?

Nach einigem Nachsinnen erwiderte der Herr: „Der Bau des Kirchturms ist ein Jahr vor dem Bau des Rathauses begonnen worden. Wenn Sie beide Jahreszahlen miteinander multiplizieren, erhalten Sie die Zahl 2419580.“

Zu welchem Jahre hat der Bau des Kirchturms begonnen?

**Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 182.**  
Dreifüß.

**Auflösung der Rätselaufgabe Seite 182.**  
Es gibt eine alte, wahre Lehre, Und gute Christen glauben dran: Der Teufel, wenn er noch so mächtig wäre, Hat doch dem Klugen nie was an. Wer mutig ist und fein dabei, Weibst aller Satanskünste frei. Das hat wohl mancher schon erfahren.

**Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Seite 182.**  
Das Gebicht lautet:  
Mein Liebchen, wir saßen beisammen Traulich im leichten Kahn. Die Nacht war still, und wir schwammen Auf weiter Wasserbahn. Die Geisterinsel, die schöne, Lag dämmend im Mondesglanz; Dort klangen liebe Töne Und mochte der Nebelanz. Dort klang es lieb und lieber, Und wogt es hin und her. Wir aber schwammen vorüber Trostlos auf weitem Meer.

Körner. Heinrich Heine.

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Mai“.

Mai! Welche Fülle von Holdseligkeit und bezaubernder Frische liegt in diesem kleinen Worte; führt es uns doch sofort eine ganze Reihe der lieblichsten Bilder, die mit dem Erwachen der Natur zusammenhängen, vor die Seele. Ist der Mai gekommen, dann wollen auch die anmutigsten Frühlingkleider nicht mehr begahen, und verlangend richtet sich das Auge auf die leichten, zierlichen Sommergewänder, die allerdings bei den glühenderen Sonnenstrahlen unentbehrlich werden. Unser koloriertes Stahlstich-Modenbild bringt heute solche Sommertoiletten zur Anschauung unserer Leserinnen und berücksichtigt dabei die verschiedensten Altersstufen.

Fig. 1 und 5 zeigt ein wunderhübsches Kleid aus gemustertem Seidenstoff (die Abbildungen zeigen es in verschiedener Ausführung), das reich mit Spitzen und Spitzentüll verziert ist und sich vortrefflich für junge Frauen eignet. Dem glatten, keilförmig gearbeiteten Rock ist ein 50 Cent. breiter Volant aus Spitzentüll aufgesetzt, den zwei je 3 Cent. breite Seidenbänder zieren (siehe Abb. Nr. 5). Den Ansatz des Volants deckt ein gleiches, mit faltigem Spitzentüll bezogenes Band, von dem nach beiden Seiten eingekräuselte Spitzen fallen. Die Taille ist hinten und vorn faltig mit stumpfer Schmiege gearbeitet und zeigt vorn einen Einsatz aus quer gezogenen Stofffalten. Der Einsatz wird von einem Spitzentüll in der Form Marie Antoinette eingeschlossen, das aus gekräuselter Tüll besteht und in ersichtlicher Weise mit Spitze begrenzt ist; der Ansatz der Spitze ist mit durch Tüll verhehlertes Band bedeckt. Die an beiden Seiten mit Spitze begrenzten Zipfel sind hinten, wie Fig. 1 zeigt, in eine Schleife geordnet. Der aus breiterem Band gebildete Stehfragen trägt hinten und vorn eine gebundene Schleife, während die vollen Ärmelpuffen mit einer Spitzentraufe abschließen.

Zu dem Kleide Fig. 2 ist ein weicher, glänzender Seidenstoff in Hellblau und hellhabannafarbener Musterung verwendet. Dem glatten, keilförmigen Rock liegt eine Tunika auf, die vorn mit spitzem Zipfel bis auf den Rocksaum herniederfällt und an beiden Seiten in Falten geordnet ist. Auf den Hüften verläuft sie sich und fällt hinten in geraden, seitwärts nur leicht abgesehrägten und fächerförmig gefalteten Bahnen wieder bis zum Rand des Rockes herab (siehe nebenstehende Rückansicht). Eine etwa 1 1/2 Cent. breite Borte aus Gold- und Stahlperlen umrandet die ganze Tunika, an der außerdem seitwärts ein paar Rosetten aus gepufftem, habannafarbenem Sammet angebracht sind. Die glatte Schmiegentaille zeigt vorn kleine, sehr scharf auseinander-tretende Jackenteile, die mit breitem, spitzem Aufschlag aus habannafarbenem Sammet bedeckt sind und eine Weste aus hellblauem Nepps umschließen. Die Aufschläge sind mit viereckigen Perlmutterknöpfen geschmückt, deren eleganter Schluß sie würfelförmig erscheinen läßt. Dem Kleide ist ein blauer Stehfragen und ein kurzer spanischer Kragen aufgesetzt, der außen mit Seidenstoff, innen mit Sammet bedeckt ist. Ziemlich weite Gigotärmel vollenden das geschmackvolle Kostüm, das sich in der Form auch für etwas ältere Damen eignet.



Für kühlere Sommertage bestimmt ist das Kleid Fig. 3, das aus resedafarbenem Sommeruch besteht und reich mit Goldborte verziert ist. Das Kleid liegt lose einem seidenen Unterleide auf und ist an der Taille reich in Streifen perforiert, deren Löcher mit Seide umschürzt sind. Die perforierten Streifen lassen die seidene Untertaille durchschimmern und werden in ersichtlicher Weise von Goldpassementerie begrenzt, wodurch eine sehr reiche Wirkung hervorgerufen wird. Ein Gürtel aus grünem Atlasband umwindet die Taille und schließt sich hinten unter hochstehenden Deesen und lang herabfallenden Enden. Der den seidenen Futterärmel bedeckende obere Teil besteht aus einer vertikal perforierten Puffe, während der anschließende untere Teil des Ärmels horizontal perforiert ist. Der faltige Stehfragen schließt vorn mit einer cremefarbenen Spitzenschleife und goldener Schnalle ab.

Ueberaus reizvoll ist das Kleid Fig. 4 für junge Mädchen. Es besteht aus rosa- und weißkariertem Batist und ist gleichfalls lose auf einem Unterleide gearbeitet. Der untere rosa Rock ist mit einem, der obere Batistrock mit zwei Plissés begrenzt, von denen die letzteren mit schmalen Valenciennesspitzen abschließen. Dem Kleide ist eine vorn runde, mit einem 17 Cent. breiten, spitzenbesetzten plissierten Volant begrenzte Schürzentunika aufgesetzt, die hinten am Gürtel verläuft. Die Blusentaille umgibt ein breiter Seidenbandgürtel, der hinten mit einer Schmetterlingschleife geschlossen wird. Um den eigentartigen, über die Achseln herabfallenden Kragen zu bilden, ist ein etwa 32 Cent. breiter Stoffstreifen ganz dicht in seine Säumchen genäht, an dem eine schmale, mit Spitzen begrenzte Frijur, welche den Stehfragen bildet, stehen bleibt; zwischen je acht Säumchen sind immer bis zu dem Stehfragen Keile von Spitzeneinsätzen anzubringen, die nach der Figur geordnet werden müssen. Nachdem der Teil mit der Taille verbunden, wird er ringsum durch vier mit schmalen Spitzen besetzte Plisséfrijuren umrandet. Der Stehfragen schließt hinten unter einer kleinen Schmetterlingschleife. Die unten glatten, oben mit voller Puffe bedeckten Ärmel ziert am Handgelenk ebenfalls je eine Plisséfrijur.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Herrmann Gerson, Fig. 1, 3-5; J. Tropowitz, Jägerstr. 68, Fig. 2.

### Neue Bücher.

Der jetzt zur Ausgabe gelangte 9. Band der Jubiläumsausgabe von „Brochhaus' Konversations-Lexikon“ widmet Italien und den damit zusammenhängenden Artikeln nicht weniger als 138 Spalten; 5 Kartentafeln, darunter eine sehr lehrreiche Uebersicht der Truppendivisionen, und 8 prächtige Tafeln über „Italienische Kunst“ sind beigegeben. Der Kunst und dem Kunstgewerbe sind außerdem 10 Tafeln gewidmet, unter ihnen 7 Chromotafeln in meisterhafter Ausführung. Sehr interessant sind die Artikel über Heren, Hypnotismus, Homöopathie, über Irrenrecht, Invalidenrente, über die Kunst des Islam, die indische und japanische Kunst u. s. w. Im ganzen enthält der instruktive Band 50 Tafeln, darunter 9 Chromos, 11 Karten und Pläne, außerdem 192 Textabbildungen.

„Glaubenslos.“ Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. — Eine wirkliche Dichtung, die das Leben getreulich wiedergibt und doch in künstlerischer, abgeklärter Darstellung, wie es nur eine begnadete Dichterin vermag! Meisterhaft ist die Gestalt des „glaubenslosen“ Priesters, der aus Verzweiflung über die Unmöglichkeit, an der Bosheit der ihn umgebenden Bauern etwas zu ändern, seinen Beruf aufgeben und entfliehen will, dann aber durch ernstes Nachdenken zu dem Entschlusse kommt, seine Macht über die Gemüter der Menschen in den Dienst

### Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

— In Berlin tagte am 29. März unter dem Vorsitz von Frau Anna Schepeler-Lette und Fräulein Auguste Schmidt ein großer Frauenkongress zum Zwecke der Bildung eines Verbandes der gemeinnützigen Frauenvereine Deutschlands. Der Kongress war von Frauenvereinen aus allen Teilen Deutschlands, mit Ausnahme der Vaterländischen Frauenvereine, reich besetzt. Die Geschäfte des Vereinsverbandes, der die Frauenfrage vor allem bei den gesetzgebenden Körperschaften wirksam vertreten will, soll von einem Ausschuss gebildet werden, der aus den Vorsitzenden sämtlicher beitretenden Vereine gebildet und aus dem wieder ein engerer Vorstand zur Führung der Geschäfte erwählt wird. Alle zwei Jahre soll eine allgemeine Versammlung abgehalten werden, und zu den alle fünf Jahre stattfindenden „internationalen Frauenkongressen“ will der neugebildete „Bund deutscher Frauenvereine“ hinfort eine Vertreterin entsenden.

— Ein neuer „Berliner Frauenverein“ hat sich in Berlin unter dem Vorsitz von Fräulein Helene Lange, Frau Gnauck-Kühne, Fräulein Wellen, Frau Dr. Hildegard Lange, Frau Langerhann, Frau Stettiner und Frau Prof. Rajelowsty gebildet. Der neue Verein ist gleich in die praktische Agitation getreten und hat in Herrn Rechtsanwält Brechner (S., Kommandantenstr. 56) einen Rechtsbeistand für hilfslose Frauen der arbeitenden Klassen gewonnen.

— e. Miss Charlotte Robinson aus London erhielt den Auftrag, die Decken, Wände und Paneele der Kajüten der Dampfschiffgesellschaft Lucania u. Comp. zu dekorieren. Sie führt den Titel: „Decorator to the Queen“ und empfing für ihre geschmackvollen Dekorationsarbeiten wiederholt schon Auszeichnungen.

— e. Welch einträglicher Erwerb mit der Bienenzucht in Amerika von Frauen betrieben wird, beweisen folgende Zahlen. Miss Jennie Atchley von Beeville, Bee Country, Pa., hat 800 Bienenkolonien, welche allein dem Zwecke dienen, Königinnen heranzuzüchten. Sie ist die erste Züchterin der Welt auf diesem Gebiete und betreibt mit Hilfe ihrer acht Kinder dies eigenartige Geschäft so großartig, daß sie jährlich 4000 Königinnen verkauft und großen Gewinn damit erzielt, da einzelne Königinnen sehr kostbar sind.

— l. In Nordamerika erregt zur Zeit eine indianische Prinzessin als Vorleserin ihrer eigenen Gedichte großes Aufsehen. Sie nennt sich mit ihrem civilisierten Namen Johnson und gehört zum Stamme der Mohawks in Kanada, wo ihr Vater Dwanonshychoe, d. h. der Mann mit dem großen Haupe, Häuptling der „Sechs Nationen“ und ein Mann von hoher Bildung ist, während ihre Mutter einer englischen Familie entstammt.

— h. Als Goldschmiede betreiben Frauen in den Vereinigten Staaten mit vielem Geschick das Gewerbe. Eines der bedeutendsten Juweliergeschäfte in Georgetown wird von einer Frau geleitet, und ihre Erzeugnisse werden gerühmt.



Gelegenheit macht Diebe. Gemälde von G. Peske.

der stillen, werththätigen Liebe zu stellen. Das Buch verdient aufs wärmste empfohlen zu werden, es wird jedem hiesveranlagten Leser eine Quelle des reinsten Genusses werden.

„Nach Lourdes und Monte Carlo“ und „Vom Spielzisch zur Wahlurne“. Von Siegfried Samojch. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. — Das nach Frankreich reisende Publikum kommt auch in unserer Zeit der Eisenbahnen kaum über Paris hinaus, denn was schon in den Tagen Franz I. gesagt wurde: „ce n'est pas une ville, c'est un monde,“ wird nicht ohne Berechtigung jetzt noch mehr behauptet; zum mindesten aber sagt man: „Paris ist Frankreich.“ Und doch, wie originell und reizvoll pulsiert das südfranzösische Leben, insbesondere, wo es unter dem bunten Farbenspiel der provençalischen Romantik steht! Das vorliegende, sehr lehrreiche Buch bringt die Eigenart der südfranzösischen Bevölkerung, die prächtigen Naturscenerien in der Landschaft lebendig zum Ausdruck; wir lernen die Wunderstadt Lourdes, die Hauptpunkte der Provence, die Stadt Toulon und endlich Monte Carlo durch die ebenso geistvolle, wie scharf charakterisierende Schilderung des Verfassers kennen. Besonders interessant ist die feinsinnige Würdigung, die der Verfasser den alten provençalischen Dichtern und der hochbegabten, jungen, lombardischen Poetin Ada Negri, der „Dichterin der Arbeit“, zu teil werden läßt.

„Der Eisenwurm.“ Roman von Robert Byr. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — Wie bei seinen meisten früheren Romanen, so hat Byr auch in dieser Erzählung den Schauplay nach Oesterreich verlegt, das er als sein Vaterland aufs beste kennt. Die Handlung spielt sich in Wels- und Offizierskreisen ab, denen der Verfasser als ehemaliger Militär einst selbst angehört hat. Daher versteht er auch das Leben und Treiben in diesen exklusiven Gesellschaftskreisen lebenswahr und anschaulich zu schildern.

— Das Testament eines Wiener Dienstmädchens. In der inneren Stadt starb kürzlich die Dienstmagd Franziska Zimmer, die durch ehrliches Mühen und Plagen einige Ersparnisse erübrigt hatte. Vor ihrem Tode war sie darauf bedacht, das Geld humanitären Zwecken zu widmen und als edle Wohlthäterin aus der Welt zu scheiden. Franziska Zimmer vermachte testamentarisch dem Waisenhilfsverein „zum heiligen Robertinus“ drei Stück Rentenrente zu je 100 Gulden und dem Hause der Barmherzigkeit in Währing für unheilbare Kranke fünf Stück Rentenrente zu je 100 Gulden.

— l. Die Königin von Dänemark ist trotz ihrer 76 Jahre noch jetzt eine der besten Harfenistinnen der Welt. Sie spielt in Trios mit, deren beide anderen Mitglieder stets ausgezeichnete Künstler von Beruf sind.

— l. In Frankreich, wo man die Frauen noch selten zu öffentlichen Aemtern zuläßt, hat man den Versuch gemacht, weibliche Postbeamten zunächst in ruhigen Stellen probeweise zu beschäftigen. Da die Ergebnisse sehr befriedigend ausfielen, haben einige der größten Pariser Postämter Frauen angestellt, und in denjenigen der Provinz giebt es deren jetzt 5000, dazu über 1000 Telegraphistinnen, 700 Telephonistinnen und 425 in den nationalen Sparbanken. Am meisten werden die Frauen dort von den Eisenbahnen beschäftigt, zur Zeit nicht weniger als 24 000.

— l. Professor der Jurisprudenz war während des vorigen Jahres am Pariser Frauen-Colleg Mlle. Jeanne Chauvin, der einzige weibliche Dr. jur. in Frankreich. Fräulein Chauvin hat den Antrag an den französischen Senat aufgesetzt, kraft dessen den Frauen das Recht verliehen werden soll, bei den Wahlen zu den Mitgliedern der Handelsgerichte mitzustimmen.

— l. Manuela y Palido ist der erste weibliche Rechtsanwält in Spanien.

— In dem Töchterpensionat der Misses Gly in Riverside Drive, New-York, befinden sich 84 Zöglinge, von denen jede auf mindestens eine Million geschätzt wird. Die Unkosten der erlesenen Ausbildung, welche hier die Millionärstöchter der großen Republik erhalten, belaufen sich auf ein Minimum von 4000 Mark. Aber damit kommt keine der Schülerinnen aus, die Extraausgaben betragen mindestens weitere 4000 Mark. Alles wird hier extra berechnet, sogar die „Chaperon“, welche ihren Zögling zum Zahnarzt oder ins Konzert begleitet, bekommt ihre 3 Mark pro Stunde. Wer krank wird und sich im Zimmer servieren läßt, zahlt einen Viertel-dollar. Am teuersten ist jedoch die Musik; der Unterricht im Klavierspiel kostet jährlich 1100 Mark für eine wöchentliche Lektion; halbstündige Lektionen kosten je 21 Mark. Das Haus, ein altes, im Kolonialstil errichtetes Gebäude am Hudson, ist äußerst geschmackvoll, ja sogar luxuriös ausgestattet. Das erste Stockwerk enthält den Es-saal, wo alle Leckerbissen der fashionablen Gesellschaft von Livreebedienten serviert werden, die beiseite kein Wort außer in französischer Sprache sprechen dürfen. Auch die Menükarten sind in korrektem Französisch verfaßt. Eine Mahlzeit in dieser Anstalt ist eine Ceremonie, zu der man nur in großer Toilette kommt. Das Alter der Zöglinge ist von 15 bis 18 Jahren.

— l. In der englischen Kolonie Neuseeland hat — zum erstenmale in der Geschichte des britischen Reiches — eine Parlamentswahl stattgefunden, an der sich auch die stimmberechtigten Frauen aktiv beteiligten.

— Totenschau. In Berlin starb Gräfin Klementine Schlippenbach, geb. Gräfin zu Solms-Sonnenwalde, ehemalige Hofdame der verstorbenen Kaiserin Augusta; in München die einst berühmte Hofschauspielerin Konstanze Dahn, Mutter des Dichters Felix Dahn und des bekannten Hofschauspielers Ludwig Dahn.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Artien-Gesellschaft (Direktor L. Ulfstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

➔ Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „Mai“. ➔